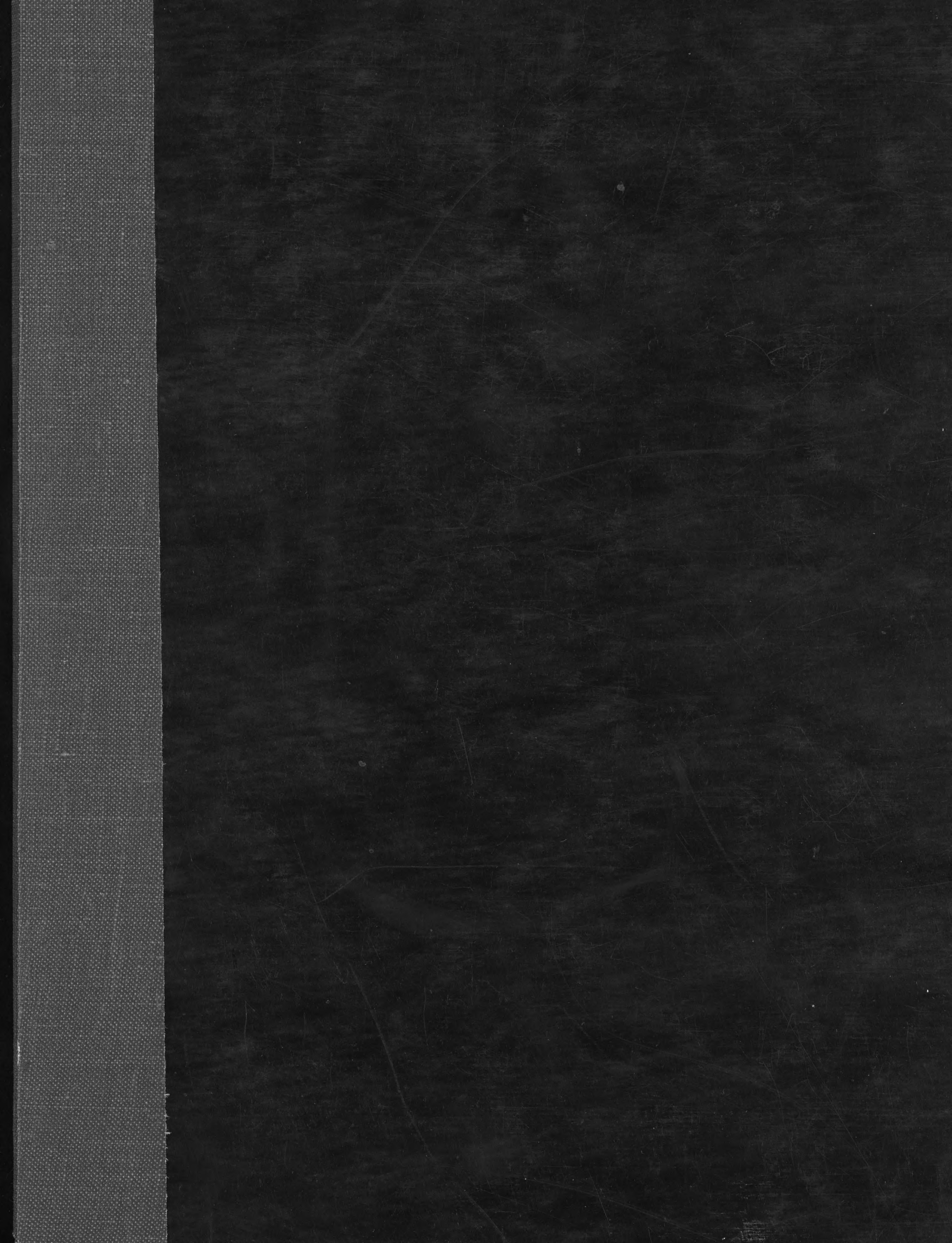




DER MARIENBOTE

Oktober 1958

Maria breit den Mantel aus

Die große Verehrung der Gottesmutter in unserer Zeit sei nicht zufälliger Natur, sagt man uns heute.



In der Tat ist es auffällig, daß sich gegenläufig zur Glaubens- und Richtungslosigkeit eine Marienverehrung entwickelt hat, die ohne Gegenstück sein dürfte in der Geschichte der Kirche. Ein ungeheurer Strom von Menschen fließt den Gnadenorten in aller Welt zu. Gebirge von Sorgen und Ängsten werden vertrauensvoll zur großen Fürsprecherin getragen. Das Flehen um ihre Vermittlung ist ein beständiger Sturm gen Himmel.

In deser Flucht zur Mutter drückt sich die große Heimatlosigkeit der Kinder der Welt aus. Während sich die Technik sprunghaft entwickelt, während die Zivilisation ihren Luxus über die Menschheit breitet, verkümmern die Seelen, breitet sich in ihnen eine zunehmende Leere aus. Die Menschen fühlen sich ausgesetzt in der Technik. Überall, wohin sie sich wenden, wird gerechnet, kalkuliert, nüchtern abgewogen. Die menschlichen Beziehungen werden in immer stärkerem Maße geschäftliche Beziehungen. Man taxiert sich ab auf den Nutzeffekt. Die Selbstlosigkeit und die Nächstenliebe erscheinen in den Bilanzen als eine Ausgabe, die nichts einbringt und werden deshalb unterlassen. Darüber aber weicht die menschliche Wärme aus der Welt. Zahllose werden in das Elend und alle werden in das Alleinsein gestoßen. Wo Geborgenheit gesucht wird, ist es kalt und zugig. Es gibt kein Daheim mehr.

Deswegen sind die Menschen bei allem Stolz auf ihre Tüchtigkeit und bei aller Besessenheit durch die Technik unglücklich. Es gehört zum menschlichen Leben, daß es sich irgendwo geborgen wissen will. Der Mensch will von den Ausflügen ins sogenannte Leben beruflicher, wirtschaftlicher, technischer Natur wieder heimkehren können, dahin, wo ihn Liebe, Fürsorge und selbstlose Freundlichkeit umfängt, dahin, wo sich die Beziehungen der Menschen einmal nicht nach Geld und Nutzwert ausrichten, sondern tieferen menschlichen und religiösen Bezirken entstammen.

Darum muß die Mutter Christi, die selbstloseste aller Frauen zur Zuflucht werden, zum Symbol der Geborgenheit. Darum fließt ihr soviel Liebe zu. Diese Liebe ist neben der Verehrung der reinsten Frau auch eine Art Protest gegen die Kälte in der Welt, die Sehnsucht nach anderen Formen des Zusammenlebens, das Verlangen nach Tiefe und nicht zuletzt die Bitte an die große Fürsprecherin, daß sich der Herr dieser gnadenlosen, unterkühlten, unglücklichen Menschheit annehme und sie aus der Wüste herausführe, die sie sich selbst geschaffen hat in verblendetem Stolz.

Immer wieder wenden sich die Künstler dem Bilde der Schutzmantelmadonna zu. Sie geben denen, die sich unter dem Mantel der Hohen Frau bergen, unsere Gesichter, Gesichter des modernen Menschen. Mit Recht; denn wir alle suchen Geborgenheit, wir alle möchten eingebettet sein in eine Liebe, die schlackenrein ist und von Gott stammt. Wir alle brauchen die Mittlerin der Gnaden, die wir für die Welt von Gott erflehen. Wir alle brauchen die Mutter, um an ihrer Hand jenem entgegenzugehen, auf dessen Ankunft wir jetzt warten.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang **Oktober 1958, Battleford, Sask.** **No. 1**

Dies und Das

Hunger und Sattsein. Unsere Katholiken wohnen in den Städten und auf dem Lande. Bauer und Städter sind sie, Alteingesessene und Neueinwanderer. Ganz gleich jedoch was sie sind oder wo und wie sie sind, eines ist ihnen allen gemeinsam: Sie sind satt, und doch nicht selig. Sie sind mit ihrer wirtschaftlichen Lage nicht zufrieden. Sätze wie: "Es könnte anders sein", "es sollte besser sein", "es muß etwas getan werden, um uns das Leben zu erleichtern" liegen fast jedem einzelnen ewig auf der Zunge.

Man fährt in seinem Auto, sitzt auf weichen Stühlen, bestimmt so ganz nebensächlich, ob man Weizenbrot oder Roggenbrot, Hausgebackenes oder Weißbrot aus dem Bäckerladen essen möchte. Man arbeitet überall, man arbeitet auch schwer. Mitzeiten mehr als nur acht Stunden am Tage. Und überall muß man auch jeden seiner Groschen vorsichtig zählen. Wir sind keine Millionäre, und das Geld wächst uns nicht auf den Bäumen.

Man hat aber doch alles, was man braucht. Man hat sein Essen, man hat seine Kleidung, und zwar geschmackvolle, moderne Kleidung, und man hat auch sein eigenes, wenn auch nur gemietetes, Heim, und dazu noch Zeit und Geld für das Angenehme.

Man hat, was einem notwendig ist, um das nicht gerade arme Leben des canadischen Mittelstandes zu leben. Man hat nur das nicht, was man braucht, um noch besser leben zu können. In schönerem Haus, besser möbeliert, mit neuerem Auto, mit größeren Möglichkeiten, für die Zukunft zurückzulegen und zur selben Zeit auch ein gewisses Maß vom Luxus der modernen Welt zu genießen.

Das Leben ist nicht leicht. So schwer aber, daß wir es als nackten Kampf ums Stücklein Brot für die nächste Mahlzeit bezeichnen müßten, ist es wahrlich nicht. Ganz bestimmt nicht hier in Canada. Im Gegenteil: Wir sind satt, und unser Sattsein macht uns blind. So blind, daß wir weder einsehen, wie gut es uns in Wirklichkeit geht, noch Herz und Empfinden haben für den wahren Hunger anderer.

Es leben heute ungefähr 2 600 Millionen Menschen auf Erden. Nach ihrem Lebensstandard teilt man sie in fünf Gruppen ein. Ein Fünftel der Menschen lebt im Überfluß. Diesem Fünftel gehören wir an. Ein zweites Fünftel der Menschheit kann sich gerade satt essen. Sie leben vom Brot der wirklich Armen, vom trockenen Brot ohne die Feinkost der Feinschmecker, die wir uns in unseren Delikatessen-, Bäcker- und Fleischergeschäften bedachtsam wählen können, als tägliche Zugabe zum täglichen Brot.

Die übrigen drei Fünftel der Menschheit hungern und sterben an den Folgen der Unterernährung. Unter den 2 600 Millionen Menschen leben heute 900 Millionen Kinder auf Erden. 600 Millionen dieser Kinder hungern!

Es sterben jährlich 60 Millionen Menschen. 30 bis 40 Millionen sterben an Mangelkrankheiten, an den Folgen der Unterernährung und des Hungerns. Jeden Tag verhungern 100 000 Menschen!

Das wäre der Hunger. Dazu kommt noch das kaum zu beschreibende Elend der Heimatlosigkeit, des Lebens der Flüchtenden und Vertriebenen. 900 000 Palästinaflüchtlinge konnten nicht mehr nach Hause zurückkehren; 8 Millionen Hindu- und Moslemflüchtlinge wurden durch die territorialen Aufteilungen zwischen Indien und Pakistan heimatlos. Fast 2 Millionen Chinesen flohen aus Rotchina und suchten Zuflucht in Hongkong. Zwei Millionen Koreaner und 750 000 Flüchtlinge aus dem nördlichen Vietnam strömten in die südlichen, kommunismusfreien Gebiete ihrer Heimat. Das Jahr 1956/57 berichtet uns von 174 300 Ungarflüchtlingen. Das kleine Österreich hat immer noch 270 000 eingebürgerte und etwa 120 000 nicht eingebürgerte Flüchtlinge zu betreuen (darunter 286 000 Volksdeutsche).

Wer von uns, die wir als christlich gesinnte Deutsche nach Canada kamen, weiß vom wahren Flüchtlingselend in unserer eigenen Heimat, in Deutschland, zu erzählen? Womöglich jene, die selbst die "Freiheit" eines Flüchtlingslagers erleben mußten. Sonst wohl kaum jemand. China, Indien, Korea und Vietnam sind Länder, die wir nur dem Namen nach kennen. Auch den Hunger der Millionen Flüchtlinge des fernen Ostens kennen wir nur aus Zeitungsnotizen. Wir lesen darüber, und es bereiten uns diese Notizen kein Herzweh.

Wie steht es nun aber mit der Flüchtlingsnot unserer eigenen Brüder und Schwestern drüben in der alten, und, wie wir sagen, "lieben" Heimat? Wissen wir, daß jährlich immer noch 50 000 bis 80 000 junge Menschen ohne ihre Eltern aus Mitteldeutschland in die Bundesrepublik kommen? Und neben ihnen die vielen Familienväter mit Frau und Kindern und alten Eltern? Wissen wir etwas über dieser Menschen Not in den Lagern Westdeutschlands?

Wir lesen, um nur ganz kurzen Einblick in dieses Elend zu geben: "Jugendliche beiderlei Geschlechts müssen mit den Eltern in den Lagern des Bundesgebietes zusammen in einem Raum, der allzumeist noch mit anderen Familien geteilt werden muß, leben. Männer, Frauen, Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts bis zu 25, ja 60 Personen in einem Raum, in dem pro Kopf oft nicht mehr als 2½qm. zur Verfügung stehen, ist leider keine Einzelerscheinung, sondern vielmehr die Regel."

Und wir lesen auch: "Was haben (die Ostflüchtlinge) nicht alles von uns, vom Westen erwartet? Es geht in ein Lager und noch in ein Lager und dann noch einmal in ein Lager. Und dann ist der Raum bei den Verwandten so eng. Und dann muß man so viele Fragebogen ausfüllen und Auskünfte geben über Dinge, von denen man keine Ahnung hat. Dann spürt man die abwartende Haltung von so vielen Menschen im Westen. Dann hört man wieder und wieder die Frage: "Warum seid ihr denn gekommen?" Dann spürt man dahinter die Ablehnung: "Warum seid ihr denn nicht drüben geblieben?" Und dann dauert es so lange, bis man die nötigen Gelder und Unterstützungen bekommt. Und dann bricht die Hoffnung zusammen."

Das sind "Geschichten der Heimat." Nicht Geschichten aus dem Nahen oder Fernen Osten, aus Afrika oder Osteuropa. Geschichten aus der Heimat, der wir immer noch, wie wir so oft und gern betonen, mit Herz und aller Liebe anhangen. Heimat — das ist jedoch weit mehr als nur unsere Berge und Wälder, als nur deutsche Konzerte, deutsche Technik, Ordnung, Bücher und Kunst. Zur Heimat gehören auch die Menschen, die dort wohnen, und auch deren Hunger und Elend und Not.

Man ist heute sehr schnell mit der uns allen so geläufigen Frage: "Entsetzlich! Warum tun denn Regierung und Kirche nichts?" Als wenn Regierung — die christliche Regierung der Bundesrepublik Deutschlands, und als wenn Kirche und Christentum wirklich noch nichts für die Flüchtlinge in den Lagern Westdeutschlands getan hätten!

Wir erinnern uns wohl noch, daß die deutschen Flüchtlinge bis Mai 1950 von aller Flüchtlingsbetreuung der UNRRA and IRO ausgeschlossen waren. Über 6 Millionen Flüchtlinge waren vollständig der damals ganz unzureichenden deutschen, und der freien nichtdeutschen kirchlichen Hilfe überlassen. Anstatt die Flüchtlinge abzuschieben, sie zur Auswanderung aufzumuntern, kam es in Westdeutschland zum Bundesvertriebenengesetz vom 19. Mai 1953, das den Flüchtlingen hilft, sich wirtschaftlich und sozial ins Leben der Bundesrepublick einzugliedern. Was erreicht wurde, wie Deutschland es fertig gebracht hat, die heute bis auf 10 Millionen gestiegenen zusätzlichen Flüchtlinge zu ernähren, ihnen Arbeit, Haus, Kredit, Lastenausgleich usw. zu ermöglichen, läßt sich leicht nachprüfen.

Und die Kirche? Die katholische Caritas Westdeutschlands, die auf allen Gebieten der Wohlfahrtspflege einschließlich der Flüchtlingsfürsorge

tätig ist, hat hauptberuflich 76 000 Ordensschwestern, 1 200 Ordensbrüder und 52 000 katholische Laien in diesem Dienste stehen. Der "Heimatlosen-Lagerdienst", ein christlicher Jugendverband katholischer und evangelischer junger Männer und Mädchen, der sich die Aufgabe des Helfens gesetzt hat, konnte 91 "Häuser für alle" einrichten, in denen religiöse Gespräche, Leseabende, Unterhaltung, Sportsveranstaltungen und Spiele stattfinden. Im Jahre 1957/58 hat der "Heimatlosen-Lagerdienst" 1 649 084 DM für Flüchtlingshilfe aufwenden können. 249 676 Lagerbewohner in 154 Lagern konnten von diesen jungen Christen betreut werden.

Hilfe ist da und Hilfe wird gegeben, so weit die Kräfte reichen. Es ist nur immer so, daß man dort, wo man satt ist, es immer auch "satt wird", vom Helfen und Sammeln und Bitten um Gaben zu hören. Es gab einmal Tage in Deutschland, wo während der Kollekte in der Kirche Brotscheiben gesammelt wurden, wo der Hungernde dem Hungrigen gab. Wie es halt immer ist. Der Satte hat aus lauter Sorge um sich selbst nichts für den Nächsten. Nicht einmal erbarmendes Denken und Beten. Der Gebeugte versteht und hilft und gibt. Wir denken nicht gern an jene Zeiten zurück, als es uns Genuß war, mit trockenem Brot Teller und Bratpfanne auszuwischen. Gerne jedoch sollten wir an Jenen denken, der uns die Worte gelehrt hat: "Unser tägliches Brot gib uns heute", und der es uns auch hier in Canada gibt. Das tägliche Brot und viele Dinge noch dazu. Und in christlicher Liebe sollten wir denken an jene Millionen, die da hungern nach Brot und nach der Christusliebe in den Herzen jener Glücklichen, die zu essen und zu trinken haben, in sauberer Stube wohnen, geregeltes Einkommen beziehen, und als freie Menschen im freien Lande leben.

Wer die hl. Bibel liest, weiß, wie oft St. Paulus — und durch St. Paulus Gott selbst — in seinen biblischen Briefen uns anruft: "Seid dankbar", "dankt allezeit für alles Gott."

"Seid immer dankbar: Das will Gott in Christus Jesus von euch" (1. Thess. 5:18). Diese Bibelworte sind der Schlüssel, der uns aufmacht und zeigt, wie wir sind und warum wir so sind. Was Gott von uns will, zählt nicht mehr so ganz, manchmal überhaupt nichts. Darum keine betende Dankbarkeit, darum so wenig wirkliche Liebe für unsere Mitmenschen, darum auch diese ewige Unzufriedenheit selbst in einer Welt des Überflusses, und dieses blinde Träumen von einem Leben ganz ohne Sorge und Kreuz.

Das Sattsein ist keine Sünde. Sündhaft ist jedoch das Sattsein bis zum Blindwerden für Gott, für Dankespflicht und Liebestat am Hungernden.

"Seid dankbar" und segnet Ihn, der uns gibt. Und lernet von Ihm zu lieben und zu geben.

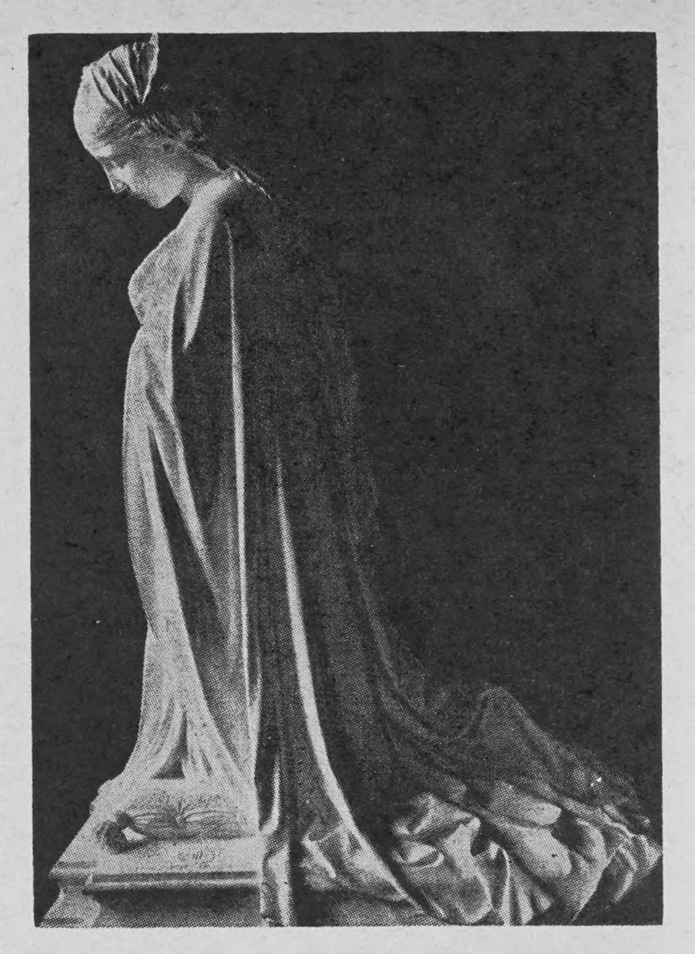
– Der Schriftleiter

Hiermit beginnt der Marienbote seinen 27. Jahrgang. Er steht im Dienste der Katholiken Canadas, sucht ganz besonders den Neueingewanderten Brücke zu Gott, zum angestammten Glauben und zum religiösen Leben hier in der neuen Heimat zu sein. Weit über 90 000 Katholiken sind während der Nachkriegsjahre aus Deutschland und Oesterreich nach Canada gekommen. Wieviel Glaubenstreue haben sie mit nach Canada gebracht? Glaubenstreue erweisst sich in der Treue zur Pfarrgemeinde, der wir hier im neuen Lande angehören, und in der Treue zum katholischen Blatt, das wir hier in Canada haben. Der Marienbote ist die einzige katholische Schrift deutscher Sprache Canadas. Der einzige Wimpel gemeinsamer Kultur des canadischen, deutschstämmigen Katholikentums. Glauben wir, wie unsere Väter geglaubt? Dann muss der Wimpel wehen in hohen Lüften, anzeigend allen: Wir sind, was wir sind!

Erneuern sie Ihr Lesegeld! Werben Sie für unser Blatt!

Hilfe der Christen

vom Schriftleiter



"Meerstern, ich dich grüsse,
o Maria hilf!
Gottesmutter süsse, o Maria hilf!
Maria hilf uns allen,
aus unsrer tiefen Not!"

So singen und so flehen in allen Menschensprachen die Chöre müder Pilger, die Bitten der Bedrückten zu Füßen ungezählter Gnadenbilder der immerhelfenden Mutter Maria. "Mitten in Gefahren, Nöten und Unsicherheiten, denke an Maria, blicke auf zum Meerstern, rufe Maria zu Hilfe", ermunterte vor achthundert Jahren St. Bernhard die Christen. Und sie taten es. Lange vor St. Bernhards Zeiten schon und auch heute noch wenden die Christen Herz und Augen ihr zu: Du unser Hoffen, sei gegrüßt!

Meerstern ist uns Maria. "Stella Maris", wie es im Lateinischen heißt. Viel sinnvoller noch wurde Maria einstens "Stilla Maris" genannt, "Stilla" Tropfen des Meeres, nicht "Stella", Stern des Meeres.

Stilla: Maria, der Tropfen aus dem unendlichen Meer der Heiligkeit Gottes, deren unantastbarer Glanz die Ewigkeiten durchstrahlt. Tropfen aus dem Meer der uferlosen Liebe, die da ewig wallt zwischen Vater und Sohn durch den Heiligen Geist, und vom Dreieinigen Gott uns Menschen zu. Tropfen, ähnlich den unermeßbaren Herrlichkeiten des Hohen und Erhabenen, der da in der Höhe wohnt und dessen Name heilig ist, wie das Wassertröpflein ähnlich ist den weiten Meeren. Tropfen, in dem sich widerspiegeln alle Wunder der Ozeane, wahrer "Spiegel der Gerechtigkeit", der Heiligkeit Gottes, in den Gott hineinstrahlt Seines ganzen Wesens Licht und Liebe, und aus dem uns zustrahlt Gottes anziehendste, Gottes lieblichste, zarteste Art, uns Menschen gut zu sein.

Nicht Meerstern mit eigenem Licht, geboren aus eigener Glut und leuchtend unabhängig von Gott, ist Maria. Was sie ist, ist Gottes, ist ein Tropfen nur aus den Fluten ohne Ufer des wirklich Unbefleckten, des wirklich Unberührten, Allheiligen und ewig Guten. Und alles, was wir an Maria an Milde und Liebe schauen und ahnen, ist auch ein kleines Tröpflein nur aus den Meeren urewiger Milde und Liebe. Und das ist Gott.

"Voll der Gnaden" ist Maria nach Gottes eigenem Wort in der Hl. Schrift. Und Gnade ist, wie es auch im Buche Gottes heißt, Anteilnahme am göttlichen Leben. Gott strahlt Sein Leben in den Menschen hinein, wie die Sonne ihrer Gluten Licht hineinstrahlt in alle Weiten der Räume. Durchsonnte Erde ist die Welt zur hohen Sommermittagsstunde. Durchgöttlicht ist der Mensch im Gnadenstand, durchglüht vom Glanze des Drei: Einen.

Und Maria, die von Gott selbst "voll der Gnaden" genannt wird, ist ganz durchtränkt von allen Wundern des Anteilnehmens an allem, was Gott ist und was Gott tut. Mensch ist sie, nie kann sie Gott werden. Doch Mensch, wie kein anderer erfaßt vom Sein des Ewigen. Und was immer Maria uns Erdenpilgern ist, Trost der Betrübten oder Immerwährende Hilfe, Mutter des Guten Rates oder Mutter der Gnade, Heil der Kranken, Zuflucht der Sünder oder Hilfe der Christen: Immer und überall ist sie der "Tropfen" nur aus den ewigen Fluten: Gott! Und was sie uns gibt und vermittelt, ist Gottes Trost und Gottes Helfen, ist Gottes Rat und Gnade, Gottes Heil, und Sein immer offenes Herz als letzte und einzige Zuflucht den Menschen.

Erschienen ist durch sie und immer wird erscheinen durch Maria uns Menschen auf Erden "die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers" (Titus 3: 4,5). Und immer ist sie uns und will sie uns bleiben "Weg der zu Christus führt" und zu Seinen Herrlichkeiten.

Darum ist auch immer so groß, was durch sie an uns Menschen geschieht. Darum geht Marias Helfen

und Trösten auch nie ins Leere: Gott wirkt durch sie und schafft “Mächtiges mit Seinem Arm. Zerstreut, die stolz in ihrem Herzen denken. Herab stürzt Er Gewalthaber von Thronen und erhöht die Niedrigen . . . und nimmt sich an Seines Knechtes” (Marias Magnificat, Lukas 1: 51,52,54)..

In schwerste Stürme war die Christenheit vor vierhundert Jahren geraten. Uneinig, gespalten in zwei sich bekriegende Lager, und von außen bedroht von den Türken. Alles Christliche, ganz gleich ob katholisch oder protestantisch, war in Gefahr, von den Armeen und Flotten des Islams zerstört zu werden.

Im Jahre 1570 hatten die Türken bereits Cypern erobert, das letzte Bollwerk der Christen im östlichen Mittelmeer. Da schuf Papst Pius V. (1566–1572) in glühendem Vertrauen auf Marias Hilfe letzte Wehr. Unter päpstlicher Flagge wurde den Türken eine christliche Flotte entgegengesandt, und die ganze Christenheit aufgefordert, den 7. Oktober 1570, den Tag der Seeschlacht der Christen gegen die Türken, als Tag des Rosenkranzbetens, als Tag des Gebetes zu Maria der Hilfe der Christen zu verbringen.

Im Golf von Lepanto wurde die Türkenflotte vernichtend geschlagen. Das Unglaubliche war geschehen: die Macht der Türken gebrochen. Überall wurde in Europa beteuert: “Wir glauben das unmittelbare Eingreifen Gottes zu erkennen!” Der Senat von Venedig ließ unter das Bild der Schlacht von Lepanto schreiben: “Weder Macht noch Waffen und Führer, sondern Maria vom Rosenkranz hat uns zum Siege verholfen.”

Pius V. verordnete zur selben Zeit, daß der Anruf: “Du Hilfe der Christen” der Lauretanischen Litanei beigefügt werde.

Dann kamen die bitteren Tage Papst Pius VII. (1800–1823), den Napoleon lange Jahre in Frankreich gefangen hielt, in engster Haft, so daß es Christi Stellvertreter auf Erden kaum möglich war, die Kirche zu regieren.

Und wieder drohte der Kirche höchste Gefahr, und wieder wurde Maria angerufen, die Hilfe der Christen. Als Pius VII. am 24. Mai 1814 endlich wieder nach Rom zurückkehren konnte, verordnete er, daß aus Dank an die Jungfrau das Fest “Maria, Hilfe der Christen” überall eingeführt, und am 24. Mai begangen werde.

Das ist Geschichte. Es greift der Menschheit Geschichte jedoch weit tiefer als nur bis in die Jahrhunderte irdischer Vergangenheit: Da sind auch die Sünde und das Kreuz, und am Kreuz der Gottessohn mit Seinem Leid “weit wie das Meer”. Wie ein Meer, dessen Wasser ungesehene, unerkannte, uns Menschen nie begreifbare Mysterien der Erlösung über alle Sünde fluten und über alle Grausamkeit, angetan den Menschen durch die Sünde.

“Wir haben Seine Herrlichkeit gesehen”, und auch “mit eigenen Augen” Sein Kreuz, schreibt St. Johannes über Christus in der Hl. Schrift.

Und viele von uns haben mit eigenen Augen gesehen das Leid der Menschen, ein Leid der Christen ohne Hilfe, das nie beschrieben werden kann: Die

Flüchtlinge in der Welt unseres Jahrhunderts

(Der Große Herder, 1957, III Band)

I — 1912–1939

Balkankrieg 1912/13 – 425 000 Griechen, 400 000 Türken, 65 000 Bulgaren	**890 000**
Vertrag von 1923 (Flucht und Umsiedlung 1919/39:) 1 450 000 Griechen, 480 000 Türken, 250 000 Bulgaren	**2 180 000**
1915 zwangsumgesiedelte Wolhynien-Deutsche (teilsweise zurückgekehrt)	**250 000**
Russische Emigration nach 1917	**1 100 000**
Flucht der Armenier (ca 1 Million, davon sehr viele umgekommen, die meisten gingen in die Armenische SSR oder wurden in Rußland deportiert): als Flüchtlinge nach Griechenland, Frankreich, Südamerika blieben (Schätzungen gehen bis 250 000)	**120 000**
Politische Emigration: aus Deutschland 400 000 (90% Juden), Spanien 200 000, Italien 180 000	**780 000**
Insgesamt:	**5 320 000**

II — 1939–1945

Zwangsumsiedlungen in Südosteuropa: Rumänen 325 000, Serben 300 000, Ungarn 250 000, Bulgaren 185 000, Griechen 90 000, Kroaten 75 000	**1 200 000**
Finnisch--Sowjet. Krieg, Finnland: Vertriebene	**423 000**
Verschleppung von deutschen, französischen, niederländischen, belgischen und ungarischen Juden in das Generalgouvernement (einschließlich KZ)	**1 500 000**
Fremdarbeiter und Verschleppte in Deutschland (Displaced Persons)	**11 000 000**
Insgesamt:	**14 123 000**
Die Gesamtzahl der im 2. Weltkrieg auf die Flucht getriebenen Personen ist nicht genau zu erfassen. Schätzungen für Kriegsende bewegen sich um	**50 000 000**

III — Nachkriegszeit

Heimatvertriebene in Deutschland 1945/53	**12 258 000**
Zuwanderer in der BRD (größtenteils Flüchtlinge aus der Sowjetzone	**2 150 000**
Flüchtlinge in Österreich	**403 000**
Flüchtlinge in Italien	**61 000**
Flüchtlinge in Griechenland 1946/49	**705 000**
Ausweisung von Türken aus Bulgarien	**250 000**
Arabische Flüchtlinge aus Palästina 1948/51	**757 000**
Vertriebene in Indien und Pakistan seit 1948	**16 800 000**
Flüchtlinge in China ca.	**25 000 000**
Flüchtlinge in Korea ca.	**2 000 000**
Flüchtlinge in Birma ca.	**600 000**
Flüchtlnge in Japan ca.	**3 300 000**
Insgesamt ca.	**64 284 000**

Schmach zertretener, von perversem Haß gepeitschter, von tierischer Bestialität vergewaltigter, bis in den Tod zerquälter Menschen, Männer, Frauen und Kinder, Hunderttausende an der Zahl, in Kerkern und auf der Flucht vom Osten nach dem Westen, im Zeitalter des “modernen” 20. Jahrhunderts.

Und drüben, hinter dem Eisernen Vorhang, das uns kaum bekannte Leid der “Schweigenden Kirche” mit einem Leben und Sterben wie aus Christi eigenen Wunden.

Viele haben aufgeschrien und rufen heute noch:

"Wo ist Er denn, der Gott der Güte und Gerechtigkeit? Und wo ist sie, die "Hilfe der Christen"? Wahrhaftig, während in Lourdes des freien Westens Tausende von Kerzen brennen, scheint der "Greuel der Verwüstung am heiligen Ort", von dem Christus sprach (Matth. 24: 15), schon begonnen zu haben. Verwüstet bis zum Greuel ist Gottes Ebenbild im Menschen, und Satans Fratze flucht und höhnt dem Heiligen, über alles sich erhebend, was Gott heißt, sich selbst in Gottes Tempel setzend und sich damit zum Gott erklärend (vergl. 2. Thess. 2: 4). Und Satans tausendmal verfluchte Menschenbildnerin, die Propaganda des Anti-Christlichen, durchherrscht allüberall das 20. Jahrhundert. Aus vollen Händen sät sie Haß, Hemmungslosigkeit, Lüge, grauenhaftes Betrügen der eigenen Vernunft, Verspottung des Guten der christlichen Ordnung, Vergötzung des "Wissenschaftlichen", der rein natürlichen Weltanschauung, der "erlösenden" Menschenklugheit in politischen, und moralen Dingen.

Nicht alle, die heute noch das Knie vor Christus beugen, beugen auch ihr Haupt. Sie können es kaum noch. Wenigstens so lange nicht, als sie nichts merken vom Zusammenbruch ihrer Intelligenz unter der schlagenden und schleichenden Wucht der neuen, Christus ersetzenden Menschenbildnerin: der Propaganda des Rein-Irdischen. Deshalb war es so in unserem Jahrhundert geschehen und geschieht es heute noch, daß Rufer nach Gottes Gerechtigkeit selbst mitmarschieren — gegen alles "Erscheinen der Güte und der Menschenfreundlichkeit des Erlösers."

Es gibt keine andere Antwort auf all' unser Fragen nach dem helfenden Gott und nach der milden Macht der "Hilfe der Christen" als nur die eine: die Antwort des Glaubens an Gott und Sein Wort.

Das allerletzte Buch der Hl. Schrift, die Geheime Offenbarung St. Johanni, spricht von einem "Weibe" von einem "Kind", geboren vom Weibe, und von einem "Drachen aus dem Abgrunde." Das "Kind" ist des Drachens größter Feind. Das Kind zu vernichten, stellt der Drache der Mutter nach, dem "Weibe" in dem die Christenheit die Kirche sieht und auch Maria.

Ströme von Wasser schleudert der Drache dem Weibe zu, um es zu vernichten. Und das Weib, die Kirche, wird in die Wüste genommen, wo der Drache ihr nichts mehr antun kann. Und in der "Wüste" lebt die Kirche, vertrieben aus der Welt, verachtet und verfolgt von der Welt, und wo man nicht mehr morden kann — oder noch nicht will — ihre Kinder, da wird vernichtet durch Lüge, Hohn und Spott. Selbst viele ihrer eigenen Kinder machen da mit, so daß der Kirche nichts mehr übrig bleibt als größte Armut an Einfluß auf die Welt, an gutem Namen, an Ehre und an Glauben der Menschen an ihre Lehre und deren Macht.

Doch in der "Wüste" herrscht Stille, und in der Stille Einkehr und Abkehr vom Glanze der Welt, Abkehr der Christen und Rückkehr der Tiefen aller Anbetung "im Geist und in der Wahrheit" (Joh. 4:23). Und mit der Anbetung geht dann auch alles fort, was den Menschen zum "Fels" werden ließ, auch in der Kirche und im Glauben vieler ihrer Christen: Christus allein ist dort wieder der Felsen (1. Cor. 10: 4).

Dort, in der "Wüste", in der Einkehr des Menschen, ist Er, der helfende Gott. Und Maria, die "Hilfe der Christen" ist mit Ihm und hilft durch Ihn, nach Gottes weisem Ratschluß.

Es ist der helfende Gott jedoch nicht nur in der Wüste, Er ist auch in der zur moralen Wüste gewordenen Welt, und Maria, die Hilfe der Christen, ist mit Ihm. Sie ist überall dort, wo ihr Sohn ist, dem sie Leib und Blut gegeben. Auch dort, wo ihr Sohn Christus lebt in Seinem Mystischen Leibe, als Haupt seiner Kirche.

Wie sie Ihm Hilfe war, als Mutter von Bethlehem bis zur Mutter der Schmerzen unter dem Kreuze, so ist und so wird sie bleiben helfende Mutter dem in der Kirche lebenden und leidenden Christus und den in der Kirche lebenden und leidenden Christen.

"Tropfen" ist sie der unermeßbaren Meere der Barmherzigkeit Gottes. Durch sie hilft Gott und in ihr wirkt Gott, daß sie immer uns bleibe "Hilfe der Christen."

Ihre Hilfe ist da. Sie wird nur dort unwirksam, wo der Mensch Gott, an den er noch glaubt, zum bloßen Geber aller Dinge gemacht hat, die er für dieses und fürs nächste Leben haben möchte. Wo der Mensch nur nach den Gaben verlangt, sich um den großen Geber selbst aber nicht kümmert.

Daß wir aus dieser Blindheit herausfinden und wieder zurückfinden zu Gott, wie Er ist und wie wir Ihm gegenüber stehen sollen, das erbitte uns Maria, die Hilfe der Christen. –

Von der Liebe und von der Selbstliebe

Wir wissen, wie Großes Liebe vermag, oft sogar die verworfene, zuchtlose Liebe. Wie Hartes erlitten Menschen, wie Unwürdiges und Unerträgliches duldeten sie, um zum Ziel ihrer Liebe zu gelangen: aus begehrender Liebe nach Geld, nach Ehre, nach Sinnesschönheit — wer vermöchte alle Arten der Liebe aufzuzählen! Betrachte, wie sich Liebende Opfer auferlegen, und gerade dann am meisten, wenn ihnen das Hindernis entgegentritt! Was wunderst du dich, daß einer, der Christus liebt und Ihm folgen will, aus Liebe sich selbst verleugnet? Wenn der Mensch in Selbstliebe sich verliert und verlorengeht, so muß er in Selbstverleugnung gerettet werden.

Hl. Vater Augustinus

Unsere Sorge der Mensch-
Unser Heil der Herr

Betrachtung zum 78. Deutschen Katholikentag

von Alfons Thome

Es liegen uns noch keine genaueren Berichte über den im August stattgefundenen 78. Deutschen Katholikentag vor. Die hier wiedergegebene "Betrachtung zum Katholikentag" wurde während der Tagungen in Berlin veröffentlicht. Es tut auch uns gut, das hier Gesagte nachsinnend zu betrachten.

In Berlin, der Weltstadt, der Grenzscheide zwischen westlichen und östlichen Machtströmen, diesem babylonischen Turm selbstherrlicher Erlösungsversuche, dieser Stadt mit der verwirrenden Vielfalt sich gegenseitig störender, darum irritierender Leuchttürme gewinnt die Losung des diesjährigen Deutschen Katholikentages "Unsere Sorge der Mensch — Unser Heil der Herr" einen hochaktuellen, weltweiten Klang.

Unsere Sorge: Der Mensch

Diese Stadt kann aus Geschichte und Gegenwart auf viele wehende Fahnen mit dieser Aufschrift blikken, viele weithintönende Lautsprecher schrien und schreien zur Lockung der Massen diese Worte den Menschen ins Ohr. Aber diese Stadt ist auch der lebendige Zeuge, daß nicht jede angebliche Sorge um den Menschen wirkliches Glück und echte Wohlfahrt für den Menschen bringt, sondern daß recht oft Verwirrung, Tränen, Blut und Ruinen, Verderben und Tod ihr Gefolge sind.

Noch dürften auf manchen Straßen und Plätzen die großsprecherischen Phrasen von tausendjähriger Volksbeglückung, von tiefgreifender epochaler Erneuerung der Nation nicht ganz verklungen sein, da dröhnen von östlicher Seite her ähnliche Parolen vom "Aufbruch der Arbeiterklasse", vom "Paradies des schaffenden Volkes", von neuem Schöpfungsmorgen und neuer Freiheit, da locken die berückenden Töne amerikanischer Schlager, die schreienden Lichter der vielfältigen Vergnügungsstätten zu neuem Rausch und Tanz. Alle kommen nach der Melodie: "Unsere Sorge: Der Mensch!"

Darum dürfte man gerade in Berlin auch den Anreiz zu vergleichender, abwägender und entscheidungheischender Besinnung ganz besonders spüren, darum aber auch den zweiten, warnenden Satz der Losung des Katholikentages "Unser Heil: Der Herr!" mit besonderer Aufmerksamkeit hören.

Sie wollen nicht

Wir wollen durchaus nicht jenen Mächten des Nationalsozialismus, des Bolschewismus und des westlichen praktischen Materialismus von vornherein abstreiten, daß ihre Sorge nicht um das größere Wohl des Menschen ginge, aber darin unterscheiden sie sich von den christlichen Kräften, die in diesen Tagen ihre Stimme erheben: Sie wollen nicht und wollen nicht: Unser Heil: Der Herr!"

Im Gegenteil, wie tönten die einstigen Machthaber: "Wir beten nicht zu dem, zu dem die Pfaffen beten, wir glauben an uns selber, an unsere Fahne, an die mächtigen Kräfte unseres nordischen Blutes und unserer Rasse! Wir glauben an Deutschland, an seinen Führer, von dort kommt uns Erlösung. Nicht aus dem Osten (Christus), aus dem Norden (Blut und Rasse) kommt unsere Rettung, unser Heil!" Die Berliner, die Katholiken aus ganz Deutschland werden auch in diesen Tagen Töne hören wie: "Das wahre Glück des Volkes verlangt, daß die Religion unterdrückt werde — und zwar als ein illusorisches Glück! Die Religion, das von ihr gepredigte Heil sind eine Art geistiger Schnaps, in dem die Sklaven des Kapitals ihre menschliche Gestalt und ihre Forderungen nach einem menschlichen Dasein ertränken!" (Zitate aus Schriften von Lenin.)

Diese Mächte knirschten und knirschen mit den Zähnen, wenn die Stimme der Kirche über die Stadt hinweg ertönt, wenn sie wie einst Petrus auch in diesem Jahrhundert verkündet: "Dieser Jesus, der von euch Bauleuten verworfene Stein, er ist zum Eckstein geworden. In keinem andern ist Heil zu finden, kein anderer Name ist unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den sie heil werden können!"

Diese Mächte menschlicher Selbstherrlichkeit schwörten einst angesichts solcher Verkündigung: "Niemals darf den Kirchen wieder Einfluß auf die Volksführung eingeräumt werden. Nur die Reichsführung und in ihrem Auftrag die Partei, ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände haben ein Recht zur Volksführung!" So einst Martin Bormann, so heute die Propagandisten kommunistischer Weltbeglückung und liberaler Aufklärung.

Davon reden die Steine

Aber, das erfuhren die Menschen dieser Stadt, davon reden die Steine dieser Stadt, das künden die verängstigten, gequälten Menschen aus dem Arbeiterparadies, das bekennen auch die zerbrochenen Menschen aus den Vergnügungskellern dieser Stadt: "Es ist den Menschen kein anderer Name gegeben, in dem sie heil

werden, als der Name Jesu!" Hans Frank, ein ehemaliger Reichsminister, bekannte schließlich: "Wir haben am Anfang unseres Weges nicht geahnt, daß die Abwendung von Gott solche verderbliche, tödliche Folgen haben könnte und daß wir zwangsläufig immer tiefer in Schuld verstrickt werden könnten. . . . So sind wir an der Abwendung von Gott zuschanden geworden und mußten untergehen!" Auch die wirklich ehrlichen Beurteiler des Kommunismus aber werden schließlich wie Hyde Douglas und viele andere sich von diesem "Heilsweg" voll Enttäuschung und Ekel abwenden und bekennen: "Der Gott an den ich glaubte, war kein Gott!"

Die Anbeter und Jünger aber des westlichen Vergnügungs- und Genußtaumels werden schließlich auch einsehen müssen: "Wie ekel, schal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt! Pfui! Pfui darüber! S'ist ein wüster Garten, der auf in Samen schießt; verworfenes Unkraut erfüllt ihn gänzlich!" (Shakespeare)

Warum solches Mißtrauen gegen die Kirche, als ob der Mensch keinen Platz darin hätte? Steht doch der Mensch geradezu neben Gott im Mittelpunkt des katholischen Glaubensgebäudes! Wie könnte der Mensch in seiner hohen Bedeutung noch mehr gesehen werden, wie die Sorge um ihn noch mehr akzentuiert werden, als wenn man behauptet — fast klingt es wie Gotteslästerung: "Gott ist des Menschen wegen, seines Heiles, Glückes, Segens wegen Mensch geworden! Gott ist, wie wir, das Kind einer menschlichen Mutter geworden! Gott leidet für den Menschen am Kreuz, weil Er nicht gekommen sein will zu richten und zu verderben, sondern zu retten und selig zu machen, was verloren war. Er stirbt — es grenzt wieder ans Unglaubliche — einen harten, schweren Menschentod mit all seinen Schmerzen und Schrecken, weil ihn als Menschenbruder des Volkes erbarmt."

Unterpfand des Heils: Maria

Deutlicher als alle Worte weist während der Katholikentage das Fest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel auf diese wesentliche Menschenbezogenheit des katholischen Glaubens. Denn das ist doch der Inhalt und die Freude dieses Festes: Gott hat bereits dem Leib unserer Schwester die Schönheit der Verklärung geschenkt. Für uns liegt darin ein Unterpfand, daß er in gleicher Weise für unseren Leib sorgen wird, trotz Tod und Verwesung, wenn wir in ihm, unserem Herrn Jesus Christus, unser Heil suchen.

So zeugt das ganze Lehrgebäude der katholischen Kirche, ob in den Christusaussagen oder in den Mariendogmen, ob in der Lehre von der Gnade, der Kirche, oder den Sakramenten, ob in den Wahrheiten über die Schöpfung oder die letzten Dinge, von einer durchgängigen Besorgtheit für den Menschen: Gott kümmert sich um den Menschen durch Christus in seiner Kirche. Darum aber auch die Umkehrung: das Heil des Menschen wird nur gewirkt mit der Kirche durch Christus in Gott.

Vielleicht verstehen auch die Menschen am Rande des Katholikentages, die Jünger der kommunistischen Heilslehre und des praktischen Materialismus, daß es einer Kirche, in deren Mittelpunkt so sehr die Sorge um den Menschen verankert ist, nicht um Machtgelüste gehen kann. Vielleicht sehen sie in dieser Kirche Jesu Christi den besten Verteidiger menschlicher Würde und Freiheit. Vielleicht begreifen sie, daß Verkündigung, Kult und Gesetz dieser Kirche den Menschen vom Rand des Chaos und der Verzweiflung wegreißen wollen. Man möge ihr es doch glauben: "Unsere Sorge ist der Mensch, allerdings ist in keinem anderen Namen Heil als im Namen Jesu Christi von Nazareth!" –

So wollen wir beten

Herr, für ein paar Tage hat ihr Schicksal die Schlagzeilen gerötet. Nun ist wieder Schweigen. Sind sie vergessen, die für Freiheit und Recht, für Glaube und Kirche eingetreten sind? Die nun hinter Gittern und Mauern volks- und gottfeindlicher Mächte gefangengehalten und die jetzt zum Schweigen verurteilt wurden, die für Schauprozesse präpariert werden, die in langen Jahren zermürbt werden sollen. Damit sie abschwören, sich lossagen von Dir, von jenen Rechten, die Du den Menschen geschenkt hast.

Herr, das darf nicht sein! Für sie bitte ich Dich. Denn sie leiden die größte Not, die ein Mensch leiden kann. Eine Not, die Deiner am Kreuze ähnlich ist.

Auch Du warst verlassen von den Deinen, warst allein, umringt von Feinden. Warst ihrem Haß, ihrer Mordlust ausgeliefert.

Siehe, sie sind verlassen, einsam, ausgeliefert gleich Dir. Erbarme Dich! Auch Du wurdest geschändet, bespien, Volksfeind, Verräter, Hetzer genannt. Warst Menschen Deines Volkes, Deiner Sprache Gegenstand des Spottes, der Verachtung.

Siehe, sie sind verachtet, angespien, in den Schmutz gezerrt gleich Dir. Erbarme Dich!

Auch Du hattest am Kreuz keinen "Erfolg" aufzuweisen. Deine Mission gescheitert, Dein Sterben sinnlos.

Siehe, sie haben einen Erfolg nur vor Augen — den Triumph ihrer Feinde. Erbarme Dich!

Herr, Kämpfen ist schwer, Sterben ist schwer. Das Schwerste ist aber das einsame Sterben, das Verenden im Schmutz, der Tod ohne Erfolg vor Augen.

Herr, Deiner Not sind sie gleich geworden, Deinem Tod. Darum erbarme Dich. Du kannst die Kerker zerbrechen, Du kannst in ihre Zelle gelangen, Du kannst ihnen Speichel und Schmutz vom Gesicht wischen, Du kannst ihren Tod zum Sieg werden lassen, zum großen Erfolg. Du kannst den Geschändeten, den Gemordeten, den Verscharrten eine Krone geben, die ihnen niemand mehr raubt. Herr, wir leben mit von dem Opfer dieser Gepeinigten. Darum dürfen wir sie nicht vergessen, darum müssen wir von ihnen sprechen, darum müssen wir zu Dir rufen, daß Du Dich ihrer erbarmst in jener großen Not, die sie leiden hinter Gittern und Mauern volks- und gottfeindlicher Mächte. –

Die gestoerte Festpredigt

von Hans Eicher

Ein Feiertag erster Ordnung ist für die Plattenhausener Mariä Himmelfahrt schon immer gewesen, denn an diesem schönen Mutter-Gottes-Tag begeht die dortige Männerkongregation die alljährliche Widerkehr ihres Gründungsfestes, und selbstverständlich nimmt auch die ganze übrige Pfarrei daran immer den lebhaftesten Anteil. Was Wunder, wenn man heute, am fünfzigsten Jahrestag des Stiftungsfestes, ein besonderes Gepräge entfaltet hat und die biederen Männer ihren Stolz darein setzen, ihrer Schutzherrin Ehre zu machen. Und tatsächlich, selbst die ältesten Leute können sich nicht mehr an eine derartige Feierlichkeit erinnern, an ein dreispänniges Hochamt mit verstärktem Kirchenchor und dröhnender Begleitung einer Musikkapelle. Und auch der Kapuziner, den man sich für die nachmittägige Festpredigt aus der Stadt verschrieben hat, verspricht für Plattenhausen ein Erlebnis zu werden.

Der Schusteranderl, der Mitglied bei der Vorstandschaft ist, hat es sich nicht nehmen lassen, bei der Prozession am Vormittag in Gehrock und weißen Handschuhen den "Himmel" mittragen zu helfen, und er ist natürlich auch entschlossen, bei der Nachmittagspredigt seine Würde gebührend zu vertreten. Aber wie es nun einmal ist im Leben: neben dem Himmlischen und Heiligen steht oft unmittelbar das Weltliche und Geschäftsmäßige wie die Marktbuden an der Kirchhofsmauer. Und besonders wenn man, wie der Anderl, um des lieben Brotes willen und der Familie zuliebe im Nebenberuf auch noch Hochzeitslader und Viehschmuser, Leichenbitter und Geflügelhändler ist, muß man jederzeit darauf gefaßt sein, daß einem eine launische Kundschaft auch noch das bißchen Sonntagsruhe verdirbt.

Und wirklich, gerade heute ist es dem alten Förster eingefallen, daß man einem Besuch zum Abendtisch am besten einen knusprigen Hahn vorsetzen würde, und der Anderl als fünfzehnter Nothelfer hat den Auftrag, einen solchen sofort zu beschaffen. "Weiß der liebe Himmel, wie sich der alte Herr so etwas eigentlich vorstellt!" seufzt der Anderl, denkt aber dann zugleich daran, daß der Förster andererseits auch oft was springen läßt. Wenn nur nicht die Predigt wäre, die darf er auf keinen Fall versäumen. Aber vielleicht, wenn er schnell macht, kann er bis dahin mit dem Geschäft zurechtkommen.

So gurgelt er schnell das Mittagessen hinunter, legt den Gehrock ab und seine Sonntagsjoppe an, greift zum weichselbaumernen Stock am Nagel und hängt sich einen Korb über den Arm. Dann steuert er zum Dorf hinaus, geradewegs auf die zwei Einzelhöfe zu, die drüben behäbig und in gemessener Würde auf der Anhöhe liegen, ähnlich ihren beiden Besitzern, die sonntags in einiger Entfernung voneinander am Wirtstisch sitzen.

Es dauert eine rechtschaffene halbe Stunde, bis er beim ersten in der Stube steht, und bis man vom trockenen Wetter und dem schlechten Felderstand auf den Gockelkauf kommt, braucht man auch seine Zeit. Dann geht das Hin- und Herhandeln los, die Bäuerin kann sich wegen ein paar Groschen maßlos erbittern, und der Anderl müßte kein alter Händler sein, wenn er die Segel kampflos streichen würde. So vergeht nochmal ein schönes Weilchen. Und als der Anderl schließlich mit dem Gockerl im Korb hinaus vor den Hof und auf die Felder kommt, da läuten sie drüben im Pfarrdorf mit allen Glocken zum Nachmittagsgottesdienst zusammen.

Dem Anderl fährt ein jäher

Unsere Liebe Frau von der Arbeit

Unsere Liebe Frau von der Arbeit, Schutzfrau aller, die hier auf Erden im Schweiß des Angesichts ihr Brot verdienen,

wir flehen dich an: schenke ihnen in deiner Güte die heilende Arznei für alle Übel, unter denen sie leiden.

Mach, daß wir die wahre Größe der Arbeit begreifen und ihr, nach dem Beispiel des Arbeiters Jesus, jene Achtung entgegenbringen, die ihr gebührt.

Schenke den Arbeitern mit dem Willen, die Arbeit gewissenhaft auszuführen, die Geduld, die mit ihr verbundene Plage zu ertragen.

Gib Arbeit denen, die keine haben, und lenke die Herzen der Unternehmer und Meister nach Gottes Geboten,

denn sie sind es, die für die große Mehrheit der Menschen die Vorsehung Gottes verkörpern.

Besänftige die Gefühle des Mißtrauens und des Hasses, die allen nur Unglück bringen;

laß uns unter deinem Schutz die vollkommene Organisation der Arbeit nach den Grundsätzen des heiligen Evangeliums verwirklichen.

Laß die Werkstätten und Fabriken und Büros gleich der Werkstatt von Nazareth Stätten des Friedens und Glückes sein.

Vor allem aber, Unsere Liebe Frau, Mutter der Arbeiter, laß ihnen die ewige Löhnung nicht verlorengehen, die ihnen Gott für ihre Arbeit verheißen hat.

Laß uns alle vereint mit dir in der unendlichen Rast und ewigen Seligkeit verkosten, was uns zuteil wird für unsere Mühen und Plagen. Amen.

Gebet, das Abbé Garnier zugeschrieben wird,
nach FOYER NOTRE-DAME, November 1948.

Schreck in die Glieder. In einer Viertelstunde muß er spätestens in der Kirche sein! "Verflixtes Gockelvieh!" schimpft er zornig heraus und fängt dann querfeldein zu laufen an, daß ihm der Korb baumelnd gegen die Rippen schlägt und der Hahn unruhig zu rucksen beginnt. Aber er hat jetzt keine Zeit, darauf zu merken. Er läuft weiter über Gräben und durch Hecken, daß ihm der Schweiß am ganzen Körper ausbricht und ihm fast der Atem ausgehen will. Aber die Predigt möchte er nicht versäumen, auf keinen Fall.

Und tatsächlich schafft er es wider Erwarten. Auf der Kirchenuhr fehlen sogar noch einige Minuten bis halb drei Uhr, als der Anderl die Gittertür zum Friedhof öffnet und dann stehen bleibt, um etwas zu verschnaufen. Er kommt ja noch recht zur Kirche und seine Ehre ist nochmal gerettet. Nur gut, daß ihn niemand gesehen hat, die Leute müßten sonst glauben, die Gendarmen seien hinter ihm her. Während er aber sein geblumtes Schnupftuch zieht und damit bedächtig über das schwitzende und hochrote Gesicht wischt, fällt ihm ein, daß er ja noch den Korb mit dem Hahn darin über den Arm hängen hat.

"Verflixtes Gockelvieh!" fährt er aus seiner kurzen Beschauung auf und stößt den Korb unsanft auf den Kiesweg nieder. Ja, wohin nun damit? Heimtragen kann er den Hahn nun nicht mehr, die Zeit ist zu kostbar. Schon will er ihn hinter einen über und über mit Rosen bewachsenen Grabstein stellen, aber im letzten Augenblick fällt ihm aus seiner reichen Erfahrung ein, daß einem unvernünftige Tiere oder boshafte Menschen oft die dümmsten Streiche spielen können, wenn man ihnen Gelegenheit dazu gibt.

Noch steht er, den Korb in der Hand haltend, ratlos und unschlüssig, als er plötzlich von der Kirche her den scharfen Klang der Sakristeiglocke vernimmt, der den Beginn der Predigt anzeigt. Und gleichzeitig damit kommt ihm auch der rettende Gedanke, eine wahre Erleuchtung, wie es dem Anderl dünkt. Vorsichtig öffnet er die alte Holztüre, die vom Friedhof her unmittelbar zur Orgelempore hinaufführt, und im Halbdunkel tastet er sich behende die verstaubte und höchst selten begangene Wendeltreppe hinan. Auch heute ist niemand um die Wege.

Als er droben auf die Empore hinaustritt, steht er der Rückwand des Orgelgehäuses gegenüber, das ihn vor allen Kirchenbesuchern völlig verbirgt. Das Glück ist dem Anderl und seinem Plan offensichtlich hold. Lautlos schleicht er sich an die Orgel heran. Richtig, das Türchen an der Hinterseite steht wiegewöhnlich sperrangelweit offen, und ein dunkles Loch gähnt ihm entgegen. Das ist jahraus, jahrein so. Er könnte die Türe nicht verschließen, sagt der Schulmeister, weil er den Schlüssel verloren habe. Die Türe müsse offen sein, behaupteten böswillige Leute, weil sonst der Orgel der Atem ausginge.

Aber darum kümmert sich der Anderl in diesem Augenblick nicht. In aller Behutsamkeit stellt er seinen Korb in das schützende Dunkel hinein und schließt dann das Türchen dahinter zu, indem er seinen Stock dagegen spreizt. Wohl bekommt er für ein Weilchen Gewissensbisse über das Unschickliche und Gesetzwidrige seiner Handlungsweise, und unwillkürlich fällt ihm die biblische Erzählung von den Taubenhändlern im Tempel und von ihrer Strafe ein. Aber er ist jetzt so voll Freude und Genugtuung über seine Findigkeit, daß diese Gedanken gar nicht recht in ihm aufkommen können. Und dann hat er doch sozusagen in moralischer Notwehr gehandelt und kann Gewähr dafür bieten, daß sicher keinerlei Ärgernis oder Nachteil aus seiner harmlosen Selbsthilfe entstehen wird. Der Hahn ist besorgt und aufgehoben und wird sich in der Dunkelheit ganz vorbildlich ruhig verhalten. Hernach wird er ihn schon wieder unauffällig aus der Kirche schaffen, darüber macht er sich einstweilen keine Sorgen.

In diesen Gedanken geht er um die Orgel herum geradewegs auf seinen Platz an der Brüstung, indem er mit der unschuldigsten Miene von der Welt die Bekannten doppelt freundlich mit einem herablassenden Kopfnicken begrüßt. Der Prediger ist unterdessen langsam die Stufen zur Kanzel emporgestiegen, die Orgel hat eingesetzt und brausender Männergesang füllt das Kirchenschiff und hallt von den Wänden wider wie das Rollen eines Gewitters in einer engen Bergschlucht. Der Anderl läßt sich auch nicht lumpen und

Lebensende

Der Bauer hat die Ernte eingebracht.
Die Felder und die Wiesen stehen leer.
Nur Sonnenblumen neigen ihre Köpfe schwer,
Die letzten Zeugen sommerlicher Glut und Pracht!

Wohl dem, der nicht mit leeren Händen steht,
Wenn ihm zum letzten Schlummer sinkt sein Haupt
Und ihm der Tod die letzte Garbe raubt
Und er zu Gottes ewigem Frieden geht!

So wie ein Kind den Strauß von schlichten Blumen schenkt
Dem, der ihm gütig in das offne Auge sah,
So reiche du, wenn deine Todesstunde nah
Den Kranz des Lebens dem, der deine Schritte lenkt!

Ziert schlichte Tat nur deines Lebens Kranz,
Wie halt des Tagewerkes stets erfüllte Pflicht
In einem harten Lebensschicksal Kränze flicht:
So leuchtet eine Blüte mit besonderem Glanz,
Wenn eine Seele du zu Gott geführt,
Die ohne dich vielleicht verloren ging!
Vor Gott erscheint dies Kleinod nicht gering,
Denn damit hast sein Vaterherz du angerührt!

Pfr. Gerauer

fällt mit seinem strammen Tenor kräftig ein, so daß die Spitzen des Schnurrbarts in steter Erschütterung leise auf und ab zittern. Er hat so oft bei Hochzeiten und sonstigen Volksfeierlichkeiten gesungen, so ist es recht und billig, daß er an diesem Festtag auch dem Herrgott und seiner lieben Mutter ein Ständchen bringt, denkt sich der Anderl und vergißt in seiner Andacht ganz und gar auf den Hahn in der Orgel, der vorerst auch wirklich nichts von sich hören läßt oder von dem, besser gesagt, nichts zu hören ist.

Dem Schulmeister drüben auf seinem Orgelbock kommt es freilich manchmal so vor, als ob sich ein ihm völlig unbekanntes, bisher noch nie gehörtes Register von Zeit zu Zeit ganz eigenmächtig in sein Spiel einmischen würde. Aber er ist ein erfahrener Mann und weiß, daß bejahrte Orgeln in heißen Sommertagen oft launisch sein können. Für solche Fälle von Störungen hat er sich eine Art von musikalischer Roßkur ausgedacht, deren Wirkung nie versagt. Er pflegt dann seine tiefsten Bässe gleich schäumenden Wildwassern loszulassen und die widerspenstigen hohen Stimmen müssen darin ertrinken wie junge Katzen. Wenn das auch manchmal auf Kosten der musikalischen Schönheit geht und wenn auch oft etwas anderes dabei herauskommt, als auf dem Notenblatt steht: die Hauptsache bleibt, daß nichts aufkommen kann wider des Schulmeisters Willen.

Und so ergeht es auch dem Hahn in seinem Korb. Als er plötzlich rund um sich das Brausen und Jodeln der Pfeifen vernommen hatte, war er berechtigterweise in Wut geraten; denn er glaubte sich einer Menge von Gegnern gegenüber zu befinden. Und so hatte er wild darauf losgekräht, ohne sich freilich gegen die Baßregister durchsetzen zu können. Zum Schluß muß er den ungleichen Wettkampf aufgeben, ohne daß jemand seine Anwesenheit gewahr geworden ist. Aber bald darauf schweigt ja auch die Orgel, und so kann er sich zufrieden geben und voll verdienter Genugtuung auf eine neue Gelegenheit warten, um vielleicht wieder ein Wörtchen mitzureden.

Der weißbärtige Kapuziner hat unterdessen seine Predigt begonnen und spricht zu den Männern von der Freude des heutigen Tages, von all dem Guten, das sie in den vergangenen Jahren in der Kongregation gestiftet und empfangen haben. Anfangs klingt seine Stimme gedämpft und gütig, wie die einer Mutter, welche in liebender Erinnerung mit den Kindern Rückschau hält; aber allmählich geht sie über in den Ton des Vaters, der in markigen und bestimmten Sätzen seinen Söhnen Losungsworte mit in die Zukunft gibt. Es wird still in der Kirche und die Männerköpfe heben sich, als er hinweist auf die Pflichten des christlichen Mannes und sie immer wieder veranschaulicht an packenden Beispielen. “Liebe Männer”, ruft er in die Reihen und seine Stimme schwillt beschwörend an, “liebe Männer, wollen wir uns beschämen lassen von schwachen Frauen, die beim Herrn ausgeharrt haben unter dem Kreuz? Wollen wir es mit Petrus halten, der aus feiger Menschenfurcht in unglücklicher Stunde seinen Erlöser dreimal verleugnet hat zwischen zwei Hahnenschreien?”

Der Prediger hält einen Augenblick inne, seine machtvollen Worte hallen in der Kirche nach, die Männer haben die Köpfe gesenkt und halten Gewissenserforschung.

Da kommt aus dem Hintergrund,

Papst Pius XII.

Gebete für Parlamentarier und Politiker

“Großer und ewiger Gott, Schöpfer und Herr aller Dinge, höchster Gesetzgeber und oberster Lenker, von Dir kommt alle Macht und von Dir hängt sie ab; in Deinem Namen bestimmen auch alle Gesetzgeber, was recht und unrecht ist, gleichsam im Widerschein Deiner göttlichen Weisheit. Deshalb erflehen wir katholische Parlamentarier und Politiker, auf denen das Gewicht der Verantwortung lastet, die uns in den Mittelpunkt des ganzen Staates stellt, Deine Hilfe in einem Amte, das wir annehmen und ausüben wollen zum größeren geistigen und materiellen Wohl unseres Volkes.

Gewähre uns jenes Bewußtsein unserer Pflicht, das uns anspornt, keine Mühe zu scheuen, um ein so hohes Ziel zu erreichen. Gib uns auch Objektivität und gesunden Realismus, die uns befähigen, klar zu erkennen, was in jedem Augenblick als das Bessere erscheint. Gib, daß wir uns nicht entfernen von gesunder Unparteilichkeit, mit der wir ohne ungerechte Bevorzugung das Wohl aller erstreben müssen. Gib, daß uns niemals fehle die Loyalität gegenüber unserem Volk, der Glaube an die Prinzipien, die wir offen bekennen, und die Erhabenheit des Geistes, um uns vor allen möglichen Beunruhigungen oder kleinlichen Interessen zu bewahren.

Gib, daß unsere Beratungen abgeklärt seien und frei von jeder Leidenschaft außer der, die vom heiligen Streben nach der Wahrheit beseelt ist; gib, daß unsere Entschließungen in Übereinstimmung mit Deinen Geboten erfolgen, auch wenn der Dienst an Deinem Willen uns Leiden und Verzicht auferlegen sollte; und gib, daß wir bei all unserer Wenigkeit dafür sorgen, jene Rechtschaffenheit und Heiligkeit nachzuahmen, mit denen Du selber alles leitest und lenkst zu Deiner größeren Ehre und zum wahren Wohl der menschlichen Gesellschaft und aller Deiner Geschöpfe.

Erhöre uns, o Herr, auf daß niemals Dein Licht unserem Geist ermangle, Deine Kraft unserem Willen und die Wärme Deiner Liebe unseren Herzen, die unserem Volk in sorgender Liebe zugewandt sein sollen. Halte fern von uns allen menschlichen Ehrgeiz und alles unerlaubte Streben nach Gewinn. Erwecke in uns ein lebendiges, wirksames und tiefes Empfinden für eine gesunde, auf Recht und Billigkeit gründende Sozialordnung; und gib, daß wir dereinst zusammen mit denen, die unserer Sorge anvertraut waren, uns Deiner beseligenden Gegenwart als des höchsten Lohnes erfreuen dürfen, in Ewigkeit. Amen.”

von der Empore her ein gedämpftes "Kikeriki!", dumpf und unterirdisch klingend, als wolle es den letzten Satz des Predigers durch seine Anklage beweisen und unterstreichen.

Der Kapuziner stutzt und sieht zornig auf. Unfug in einer so bitter ernsten Predigt? Spott, wo er Erschütterung und Zerknirschung erregen möchte? Das ist ihm doch noch nicht vorgekommen. Aber dann merkt er an den erstaunten Gesichtern der Männer, aus denen Zorn und Entrüstung sprechen, daß niemand unter ihnen eines solchen Streiches fähig ist.

Vielleicht hat sich ein Hahn auf den Friedhof verirrt, denkt sich der Mann in der braunen Kutte, und er will eben wieder fortfahren: "Nein, das darf . . .", da ertönt wieder dieser Hahnenschrei, noch lauter und eindringlicher. Diesmal gibt es keinen Zweifel mehr. Der geistliche Mann wird hochrot im Gesicht, in die Betstühle kommt Unruhe, auf der Empore spricht man halblaut. "In der Orgel!" rufen mehrere Stimmen und ein paar kräftige Männer beeilen sich, dem Spuk zu Leibe zu gehen und dieses Ärgernis aus der Kirche und aus der Welt zu schaffen.

Allein es ist bereits zu spät. Nachdem er sich von seiner Erschöpfung erholt hatte, ist dem Hahn der Übermut wieder gekommen, und ein paar kräftige Mänjemand reden hörte, da fühlte er sich gereizt und der Kamm schwoll ihm mächtig. Und als der gute Pater die stärksten Töne seiner Beredsamkeit anschlug, da glaubte er es seiner Ehre schuldig zu sein, nicht mehr länger ruhig und untätig zuzusehen. Wer weiß, wie es ihm gelungen ist, den Korbdeckel zu heben und sich in der Finsternis und im Gewirr des Orgelgehäuses zurechtzufinden.

Auf jeden Fall steht er nunmehr nach ein paar Flügelschlägen oben auf der höchsten Orgelpfeife und sucht sich, unsicher hin und her schwankend, im Gleichgewicht zu halten. Siegesbewußt schaut er herunter auf die Männer, die zu ihm hinaufdrohen mit Blicken und Gebärden. Dann kräht er plötzlich noch einmal gellend auf und flattert mit verzweifelter Anstrengung auf ein Kirchenfenster zu, das glücklicherweise offen steht und den seltsamen Kirchenbesucher in die Freiheit entläßt.

Der Anderl ist seit dem ersten Hahnenschrei schon eigentlich gar nicht mehr recht bei sich. Einen Riß hat es ihm gegeben, daß er geglaubt hat, es trifft ihn der Schlag. 'Verflixtes Gockelvieh!" hat er in der ersten Wut noch ingrimmig in sich hineingestöhnt und gleich darauf ein heißes Vaterunser zu unserer Lieben Frau nachgeschickt, daß sie ihn doch nicht in Schande kommen und ihren Festtag nicht stören lassen möge durch so einen lumpigen Hahn. Aber die Mutter Gottes schien ihm kein Gehör zu schenken, und der Anderl muß zu seinem Entsetzen erleben, wie dieses Unglückstier immer ungebärdiger wurde in seinem unfreiwilligen Gefängnis, wie es die heilige Kirchenstille entweihte, die ernste Predigt störte und die biederen Männer um ihre besinnlichsten Gedanken brachte.

Und das alles durch seine Schuld! Es ist ihm, als seien alle Blicke strafend auf ihn gerichtet. Er getraut sich nicht mehr aufzusehen, als könnten ihm die anderen seine Schande vom Gesicht ablesen. Der helle Angstschweiß bricht ihm aus, und die Hände beginnen ihm zu zittern, daß er sich mit aller Kraft beherrschen muß, um sich nicht zu verraten. Wenn die Leute es merkten! Sein Ansehen wäre dahin, sein Ruf geschändet für immer! Es sind furchtbare Augenblicke!

Gott sei Dank, niemand schöpft Verdacht, kein Mensch kümmert sich um ihn. Nur das eine fällt seinem Nachbarn auf, daß nämlich der Anderl so hörbar und aus tiefstem Herzen aufatmet, als man den Hahn draußen durch den Friedhof davongackern hört. Muß sich richtig geärgert haben, der Anderl, denkt der Nachbar bei sich; ist aber auch allerhand für so einen kreuzehrlichen Christen, wie der ist, wenn er so etwas mitansehen muß.

Allmählich haben sich die Kirchenbesucher wieder beruhigt, die Predigt geht weiter. Aber der Anderl hört kein Wort mehr davon. Er muß immer nur an den Gockel denken und was er damit angestellt hat. Es liegt ihm schwer auf der Seele, denn er ist wirklich ein christlicher Mensch, wenn er auch dann und wann einmal kurze Zeit darauf zu vergessen scheint. Da ist er nun bloßgestellt, zwar nicht vor den Leuten, aber was noch schlimmer ist, vor seinem Herrgott und der Lieben Frau. Es läßt ihm keine Ruhe, er muß etwas zu seiner Rechtfertigung tun.

Und bevor er aus der Kirche geht, verspricht er hoch und heilig, nie mehr in seinem Leben an einem Sonntag oder Festtag einen Hahn zu kaufen, der ihm vor seinem Gewissen und vor Gott so übel mitspielen könnte. Und er hält sein Versprechen, ja er hat nicht einmal nachgeforscht, ob der Unglückshahn einem streuenden Hund zum Opfer gefallen oder als willkommener Sonntagsschmaus in irgendeiner unberufenen Bratpfanne verschollen ist. –

Den du, o Jungfrau empfangen, den du, o Jungfrau getragen, den du, o Jungfrau geboren, den du, o Jungfrau geopfert, den du, o Jungfrau gesucht: Durch diesen Rosenkranz bitte ich: Laß mich Ihn empfangen, tragen, in mir geboren werden, mich mit Ihm opfern — und Ihn suchen immer, jeden Tag, bis auch ich Ihn gefunden habe und Ihn besitze für immer!

Du mußt wissen, daß die Freunde Gottes nimmer ohne Trost sind; denn was Gott will, das ist ihr allerhöchster Trost, es sei Trost oder Untrost. Meister Eckehart

Aus der katholischen Welt

Sorgen der Kirche — Auf die Gefahren, die der Kirche auch im freien Westen drohen, wies der Vatikansender hin. In einer Betrachtung, die an das Martyrium des heiligen Papstes Sixtus II. bei der Religionsverfolgung unter Valerian vor 1700 Jahren anknüpfte, stellte der Vatikansender u. a. fest, daß man heute gewöhnlich zwischen einer Kirche des Schweigens, einer Kirche in Not und einer Kirche unterscheide, die die Freiheit genieße. Das könne zu der Auffassung führen, die Kirche werde heute nur in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang verfolgt, während sie anderswo über nichts zu klagen habe. In Wirklichkeit habe die atheistische Ideologie, wie sie in den totalitären Staaten propagiert werde, auch bei uns tiefe Wurzeln geschlagen.

Unterdrückung katholischer Schulen in Afrika — Gegen die Unterdrückung der katholischen Schulen in der Südafrikanischen Union und gegen die Behinderung der Feier der heiligen Messe in den Reservationen für Farbige mußten jetzt erneut katholische Bischöfe in Südafrika protestieren. Der Bischof von Johannesburg, Msgr. Hugh Boyle, erklärte, die Katholiken müßten nach neuen Mitteln und Wegen suchen, um die afrikanische Jugend im Glauben unterweisen zu können; denn sie würden in beängstigendem Ausmaße ihre Schulen verlieren. Der Bischof erwähnte, daß bis Ende des Jahres vier weitere Schulen in Transvaal geschlossen werden müssen. Die Südafrikanische Regierung verbietet bekanntlich auf Grund der Rassentrennung, daß Schulen für Afrikaner weiterhin in den Gebieten bestehen dürfen, die für Weiße reserviert sind. Gleichzeitig beschränkt sie aber durch verschiedene Maßnahmen den Neubau von Schulen für Farbige. So wird beispielsweise der Kirche, wenn sie in den Reservationen für Afrikaner neue Schulen bauen will, der für den Bau notwendige Grund und Boden verweigert. Schulen, die geschlossen werden mußten, weil sie in den Zonen der Weißen liegen, können daher vielfach n den Reservationen der Afrikaner nicht wieder errichtet werden. Weihbischof Francis Esser von Keimoes gab dieser Tage bekannt, daß die zuständigen Behörden die Feier der heiligen Messe in einer Reservation für Farbige unmöglich machten. Die Behinderung des Gottesdienstes kommt dadurch zustande, daß die zuständigen Behörden Ansammlungen von mehr als fünf Personen nicht erlauben. Dem Geistlichen, der für gewöhnlich im Hause einer katholischen Familie die heilige Messe liest, wurde die Feier des Gottesdienstes bei noch einer weiteren Familie unmöglich gemacht.

Als Auftakt zu einer Verschärfung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Polen beurteilen unterrichtete Kreise in Warschau die zum Teil dramatischen Vorgänge in Tschenstochau und anderen Orten Polens. In Tschenstochau war am 21. Juni polnische Polizei in das Pauliner-Kloster Jasna Gora eingedrungen und hatte eine Haussuchung und Beschlagnahmungen durchgeführt. In verschiedenen anderen Orten ,u. a. auch in Warschau, wurden in den letzten Tagen katholische Druckereien geschlossen. Der Bischof von Tschenstochau, Msgr. Zdislaw Golinski, ein Beauftragter des polnischen Episkopates, und der Ordensobere der Pauliner, Pater Nowak, haben gegen diese staatlichen Übergriffe offiziellen Protest eingelegt.

Eine gemeinsame Wallfahrt von Mohammedanern und Christen wurde anläßlich des Festes Siebenschläfer (27. Juli) nach Plouaret, einer Stadt in Nordfrankreich, durchgeführt. Die sieben Heiligen, die an diesem Tag in mehreren Ländern verehrt werden, genießen auch in der islamischen Religion hohe Verehrung, obwohl sie christliche Märtyrer sind. Die Verehrung beruht auf einer christlichen Legende, die als 18. Sure in den Koran aufgenommen wurde.

Der 27. internationale Esperanto-Kongreß fand Ende Juli in Wien statt, an dem über 200 Delegierte aus zwölf Nationen teilnahmen. Welt- und Ordensgeistliche verschiedener Nationalitäten predigten und referierten in Esperanto. Bei den Gottesdiensten sangen und beteten die Teilnehmer in der internationalen Sprache. Erzbischof Dr. König, Wien übersandte dem Kongreß ein Begrüßungstelegramm.

Innerhalb der internationalen Veranstaltungen im Vatikanpavillon auf der Brüsseler Ausstellung fand in der Woche vom 28. Juli bis 2. August der erste katholische Weltgesundheitskongreß statt. Ihm wohnten über 2000 Teilnehmer aus 60 Ländern der Erde bei, darunter rund 500 Ärzte, 300 Apotheker und 600 Vertreter der Krankenhausleitungen. Zur Eröffnung dieses Kongresses, der unter dem Thema "Der Christ und die Krankheit" stand, richtete Papst Pius XII. eine Rundfunkbotschaft an die Teilnehmer, in der er betonte, daß hinter allem fachlichen Können der Krankenpflege immer der apostolische Geist stehen müsse.

Ein Markstein in der Geschichte der katholischen Kirche von Äthiopien war die Weihe von Abba Asrate Mariam Yemmeru zum Bischof von Eritrea am 6. Juli. Zum ersten Male in der tausendjährigen Geschichte des Christentums in Äthiopien wurde ein katholischer äthiopischer Bischof in seinem Vaterland geweiht. Und diese Weihe, die der Apostolische Exarch von Äthiopien vornahm, vollzog sich nach dem neuen vor kurzem in Rom veröffentlichten äthiopischen Rituale in der liturgischen Sprache der äthiopischen Kirche, dem "Geez". Das neue Rituale greift die Zeremonien wieder auf, wie sie in der Kirche Äthiopiens zu Beginn ihrer Evangelisation durch den heiligen Frumentius im 5. Jahrhundert in Übung waren.

Aus dem Thüringer Eichsfeld in der Sowjetzone nahmen 14 000 katholische Männer an einer Wallfahrt zum Eichsfelder Klüschen teil, um an der alten Kapelle Hagis bei Heiligenstadt ein Bekenntnis für den Glauben abzulegen. Der Weihbischof von Erfurt, Dr. Joseph Freusberg, forderte in seiner Ansprache die Pilger zu einem Leben aus der christlichen Überzeugung auf.

Erste Lourdes-Wallfahrt von Honkong. — Eine Gruppe von 30 Pilgern wird an der ersten Lourdes-Wallfahrt teilnehmen, die im August von Honkong aus nach Europa geführt wird. Der erste Teil der Gruppe, der am 23. August von Honkong abfliegt, wird von dem Geistlichen Direktor des Katholischen Zentrums in der Hafenstadt am rotchinesischen Bambus-Vorhang, C. H. Vath, geleitet. Die Pilger werden sich sechs Tage in Rom, drei Tage in Lourdes und einen Tag in Fatima aufhalten. Falls sich die politische Lage im Osten bis dahin beruhigt haben sollte, wollen die Pilger außerdem Jerusalem besuchen.

Wenn man mit einem Ave Maria schönes Wetter machen, mit einem Rosenkranz eine Hypothek abstoßen, mit einer Wallfahrt unfehlbar eine Krankheit sich vom Leibe halten könnte, o, sie würden in Haufen zur Mutter Gottes laufen, und wir wären vor lauter "Religion" religionslos geworden. Der Glaube ist kein Geschäftsträger irdischer Vorteile.

Kardinal Faulhaber

Aus unseren Gemeinden

Raymore, Sask. — Am 13. August konnte Pfarrer Franz Seiferling der katholischen Gemeinde zu Raymore, Sask., sein silbernes Priesterjubiläum feiern. Als Diakon diente ihm sein Bruder, der Franziskanerpater Michael Seiferling. Festredner wer der hochwürdigste Herr Bischof Franz Joseph Klein, Bischof von Saskatoon. Bischof Klein stammt ebenso wie der Jubilar aus Sedley, Sask. — der priesterberufsreichsten Gemeinde Saskatchewans — war mit dem Jubilar in die Schule gegangen, und vor Jahren selbst Pfarrer der Raymore-Gemeinde gewesen.

Versetzungen — Folgende deutschsprechende Oblatenpriester wurden anfangs September versetzt und änderten somit ihre Adresse: Pater Werner Merx, Holdfast, Sask., als Pfarrer der St. Mariengemeinde nach Regina, Sask. Pater Nikodemus Feist, Regina, nach Wilkie, Sask. Pater Jakob Hermann, Wilkie, Sask., nach Manning, Alta. Pater Georg Fetsch, Manning, Alta. als Assistent nach St. Marien, Regina. Pater Heinrich Kelz, Macklin, Sask., nach Holdfast, Sask. Pater Joseph Sluga, Lancer, Sask., nach Macklin, Sask. Pater Alex. Shahun, Scott, Sask., nach Lancer, Sask. Pater Christ. Klein, Kerrobert, Sask., nach Scott, Sask. Pater Valentin Fix, Unity, Sask., nach Kerrobert, Sask. Pater Hugo Loran, Denzil, Sask., nach Unity, Sask. Pater Franz Otterbach, St. Johannes, Salt Lake, Sask., nach Denzil, Sask. Pater Joh. Peters, Luseland, Sask., nach Revenue, Sask. Pater Patrizius Herbst, Revenue, Sask., nach Luseland, Sask. Pater Heinrich Wagner, Barthel, Sask., nach Pierceland, Sask. Pater Leopold Seewaldt, Pierceland, Sask., nach Barthel, Sask. Pater Franz Wandler, St. Thomas Kolleg, N. Battleford, nach Paradise Hill, Sask. Pater Heinrich Krawitz, Paradise Hill, Sask., ins neue Exerzitienhaus (Queen's House) zu Saskatoon, Sask. Pater Joseph Schneider, der von November 1957 bis Mai 1958 in Rom aszetische und mystische Theologie dozierte und dann nach Irland fuhr, um dort Priesterexerzitien zu geben, ist zurück in Canada. Er wird wieder die St. Johannesgemeinde zu Salt Lake, Sask. übernehmen.

Battleford, Sask. — Am 29. September wird unser früherer Provinzialoberer, der jetzige Bischof von Kimberley, Südafrika, Exz. Johannes Bokenfohr O.M.I., in unserem St. Karl-Priesterseminar zu Battleford den Oblatendiakonen Lucien Larre, Joseph J. Zoller, Albert V. Ulrich, Kasimir Krystkowiak und Silvester H. Lewans die hl. Priesterweihe erteilen. Am 11. Juni d. J. weihte Bischof Bokenfohr den Diakon Robert Halbauer O.M.I. zum Priester.

Der hochwürdigste Herr Bischof Bokenfohr O.M.I. befindet sich gegenwärtig auf einer Dienstreise in Canada.

Winnipeg, Man. — Vom 30. Mai bis zum 1. Juni hielten die Kolpingssöhne Winnipegs im Exerzitienhaus zu St. Boniface, Man. ihre jährlichen geschlossenen Exerzitien. Leiter der Exerzitien war P. H. Krawitz O.M.I. In einem Bericht der Kolpingsfamilie zu Winnipeg lesen wir: "Den Sommer über hatten wir Ferien. Wir trafen uns jedoch jeden Dienstag im Park und spielten Fußball. Während der Sommerferien riß unsere K. F. ein altes Haus für eine unserer Pfarreien ab. Im Sommer reifte auch die Idee, ein Kolpingshaus zu mieten. Darin sollen 15 bis 20 Kolpingsbrüder wohnen und verpflegt werden. Dann wollen wir ein paar Spielzimmer einrichten, auch die Kolpingsbücherei, die wir gründen wollen. Leider haben wir erst 30 Bücher. Diesen Plan wollen wir auf der ersten Versammlung im September den Mitgliedern vorlegen, darüber diskutieren und abstimmen lassen. In der Ausführung dieses Planes steht uns ein "Protective Board" beratend zur Seite, der aus einem Rechtsanwalt, einem Architekten und Herrn Hendricks (Immigration) besteht."

Das Programm der Winnipeger Kolpingsfamilie für April und Mai d. J. war reich an interessanten Abenden: Am 8. 4.: Filmvortrag der Weißen Väter über die Mission in Afrika. Am 15. 4.: Spiel- und Quizabend. Am 22. 4.: Vortrag von Werner Langer über die Geschichte Canadas. Am 29. 4.: Diskussion über die katholische Soziallehre. Am 6. 5.: Vortrag eines Vertreters des Manitoba Labour Boards. Am 15. 5.: Gemeinsame Teilnahme der Kolpingsbrüder an der Diskussion im St. Paul's Kolleg, organisiert von der "Social Life Conference". Am 20. 5.: Vortrag des deutschen Konsuls Dr. Langwer über die "Arbeit eines Konsulates". Am 27. 5.: Filmvortrag der Weißen Väter.

Toronto — Der Pfarrer der deutschen St. Patrick's Gemeinde zu Toronto, Pater Kroetsch C.Ss. R., nahm am Deutschen Katholikentag teil, der vom 13. bis zum 17. August in Berlin stattfand. — Am 16. August hielt eine Arbeitsgemeinschaft des "Christian Family Movements" im Hause des Herrn Anton Wekerle eine Versammlung ab. Pater Schindler C.Ss.R., einer unserer deutschen Seelsorger der St. Patricksgemeinde, sucht unsere deutschen Eheleute für diese Arbeitsgemeinschaft zu gewinnen. Der seelsorgliche Wert einer derartigen Arbeitsgemeinschaft braucht kaum hervorgehoben zu werden. Nicht nur, daß hier den einzelnen Familien Gelegenheit geboten wird, einander näher kennen zu lernen und gemeinsame Probleme zu besprechen: Hier wird gesucht, Christi Geist und Lehre zu erfassen und in sich zu vertiefen. Das Programm der August-Versammlung spricht für sich selbst: Bibellesung, Matth. 5: 43-48 (über die christliche Bruderliebe.) Liturgische Untersuchung: Der Mystische Leib Christi vereinigt uns mit Christus und untereinander. Soziale Untersuchung: Die Stellung der Katholiken zum Fernsehen. Für die Septemberversammlung der Arbeitsgemeinschaft ist ein Vortrag über Krebserkrankung und Krebsbehandlung von Dr. Eckert vorgesehen.

Windsor, Ont. — Der katholische Einwandererverein beging am 7. September den fünften Jahrestag seiner Eröffnung. Aus diesem Anlass fand im Garten des Heimes eine Feldmesse als Dank an Gott statt. Vielen

Neueinwanderern, auch vielen Mitgliedern der deutschen St. Michaelsgemeinde, hat dieses "Immigration Centre" ein erstes Heim bieten können. Darum betrachtet es die deutsche St. Michaelsgemeinde auch als ihre Pflicht, dieses Werk mit allen Mitteln zu unterstützen.

In den erweiterten und renovierten Räumen des "St. Michaelsparkes" findet nun jeden Samstag eine Tanzunterhaltung statt. Am 1. September kamen unsere deutschen Katholiken im St. Michaels-Park zu einem großen Volksfest zusammen.

Vancouver, B. C. — Am 22. Juli beschlossen 18 junge Mädchen der deutschen Gemeinde der Heiligen Familie eine katholische Mädchengruppe zu gründen. In den vorläufigen Vorstand wurden gewählt: 1. Vorsitzende: Christel Vetter. 2. Vorsitzende: Margret Hannen. Schriftleiterin: Lina Schneider. Schatzmeisterin: Erika Matheis. Der Marienbote schließt sich dem in den "Vancouver Kolping-Nachrichten" ganz groß geschriebenem "WIR GRATULIEREN" freudigst an.

Am 27. Juli fuhren die Kolpingssöhne Vancouvers nach Aldergove (90 Meilen außerhalb Vancouvers), um dem hochw. Herrn Pater Bohnenberger ihren herzlichsten Dank für seine vielen Kolpingsbesuche in Vancouver auszudrücken. Draußen wurde Hochamt mit Gemeinschaftskommunion abgehalten. Alle Kolpingsbrüder und deren Freunde waren von der Gemeinde eingeladen. Vor dieser Ausfahrt wiesen die Kolpingsbrüder darauf hin, daß nicht nur Frauen und Kinder, sondern auch alle "Cousinen" mitfahren dürfen — woran mancher brave Sepp seine innigste Freude hatte. –

Wenn du tanzen gehst

Nimm den Geldbeutel mit,
aber vergiß dein Gewissen nicht!
Geh fröhlich in den Saal,
aber laß schlechte Gedanken draußen!
Tob dich aus,
aber zieh dabei die Bremsen an!
Steck den Ehering an den Finger,
nicht in die Westentasche!
Mach dich leicht und beschwingt,
aber zieh dich an wie ein Mensch!
Maskiere dich,
aber vergiß unter der Maske die Scham nicht!
Trink, aber dreh zu,
wenn die Grenze erreicht ist!
Gib Geld aus,
aber denk dabei an die Not vieler Menschen!
Geh heim, wenn du meinst, daß es am schönsten ist — damit du gern an diesen Abend zurückdenken kannst.

Wenn die Lieb ist eifersüchtig,
so bekommt sie hundert Augen,
doch es sind nicht zwei darunter,
die gradaus zu sehen taugen.

W. Müller

Gläubig sein

Ungläubig sein, an Gott nicht glauben, gar keine Religion haben — es ist noch nicht lange her, daß man dies für eine überlegene Weisheit des Fortschritts hielt. Heute aber ist das eigentlich schon längst wieder aus der Mode; denn die Wissenschaft hat im Fortschreiten gewaltiger Entdeckungen Gott selber gleichsam hinter den Türen wartend entdeckt, die die Wissenschaft in der Schöpfungswelt eröffnet. Der Papst sprach 1939 von der "fortschreitenden Entdeckung Gottes" im Anwachsen des Wissens. Unglaube ist schon wissenschaftlich heute nicht mehr modern. . .

Aber etwas anderes ist heute modern geworden: Man hat zwar einen Glauben, bekennt sich wieder zur Religion, macht aber praktisch davon keinen Gebrauch. Man läßt den lieben Gott, den man uicht mehr gut leugnen kann, einen guten Mann sein. Das ist lebensgefährlich. Nicht etwa bloß für den einzelnen und sein Seelenheil. Denn Glaube und Religion sind nicht nur für das Jenseits da, sondern sie müssen das Leben ordnen, eine lebensgestaltende Macht sein, wenn es gut gehen soll mit der Welt.

Die Trennung von Alltagspraxis und Glaubenspraxis ist also lebensgefährlich. Die Mode sagt: Glaube ja — Kirche nein! Es ist unmodern, ungläubig zu sein, aber modern geworden, den Glauben nicht weiter zu strapazieren. Und weil die meisten mit der Masse und Mode rennen, aber nicht selber ein wenig nachdenken, darum erschrecken sie nicht an diesem Unglück der Zeit, an diesem Widerspruch zur Menschenwürde: daß man an etwas glaubt, wonach man sich praktisch doch nicht richtet.

Wer 24 Stunden früher einsieht als andere, daß das nicht gut gehen kann, der hat auch den Mut, so "verrückt" zu sein, die Mode nicht gedankenlos mitzumachen, der fühlt sich dafür verantwortlich, selber weiter zu denken. Nur so wird die Welt besser, wenn es Leute gibt, die früher etwas einsehen, als die anderen. De darum anfangen, vom Glauben auch im Alltag wieder mehr Gebrauch zu machen. Die nicht bloß an Gott glauben, sondern Ihm auch dienen — nach Seinem Willen und in Seiner Kraft ihr eigenes Leben gestalten.

Dr. J. R.

Große Dinge hat der Herr begonnen,
Berge, Wolken, Wasserfall und Wind.
Doch von allen, die gewaltig sind,
Tälern, Grotten, nie geeschauten Bronnen,
hat er keines herrlicher ersonnen,
als das reine ungetrübte Kind,
das die Erdenwanderfahrt beginnt,
träumend noch ins Himmlische versponnen.
Sieh, wie es von Engelhand geleitet,
ohne Furcht ins Unbekannte greift.
Seine Arme sehnend ausgebreitet,
geht es durch die finstre Nacht und schreitet
in den Tag, der ihm verborgen reift,
treu von guten Geistern zubereitet.

Zum Weltmissionssonntag

Von Mondraketen, Missionen und erstaunlichen Zahlen

Folgender Missionsartikel wurde voriges Jahr in Deutschland veröffentlicht. Seine Gedanken gelten heute genau so wie sie der Kirche gestern wichtig waren. Das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung wird uns im Oktober, wie jeden Oktober, um unsere Missionsspende bitten. Ueberlegen wir nicht lange: Helfen wir. Weltmission ist Weltpflicht des Katholiken.

Der Erdsatellit ist inzwischen Wirklichkeit geworden. Wir haben uns schon daran gewöhnt. In unserer schnelllebigen Zeit halten echte Sensationen nur kurze Zeit vor. Demnächst wird die Mondrakete starten. Wir wundern uns über nichts mehr. Wir greifen nach den Sternen — und vergessen, daß bei uns, auf der alten Erde, noch viel zu tun ist.

Nur zwei Beispiele:

1. Drei Fünftel der Menschheit leiden Hunger. Eine Handvoll Reis ist für sie eine Kostbarkeit. In Indien leben Missionare, die mit einem Dollar pro Tag auskommen müssen.

Solche Zahlen lassen uns anscheinend kalt; denn wir lesen auch ohne Erstaunen folgendes:

Ein deutscher Filmstar erhält eine halbe Million DM für eine einzige Rolle, eine USA-Tabakfirma gibt jährlich 117 Millionen DM für Reklame aus, nur ca. 850 000 Katholiken in der Bundesrepublik haben einen Pfennig pro Tag für das Missionswerk des Heiligen Vaters, für des Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung, übrig. "Was würde nicht mancher Missionar", so fragt Pius XII. in der neuen Missionsenzyklika "Fidei Donum", "der durch den Mangel an Mitteln in seiner apostolischen Arbeit behindert ist, mit dem Geld leisten können, das ein Christ für eitles Vergnügen ausgibt?"

2. Etwa 1.5 Milliarden Menschen stehen außerhalb des Christentums. Fast 38 Prozent der Weltbevölkerung lebt unter dem Einfluß des Bolschewismus. Es ist merkwürdig: Weltanschauliche Schlagworte, politische Parolen oder sogar Modetips werden sogleich von Millionen befolgt, ohne zu fragen wohin sie führen. Daß aber vor 2000 Jahren ein für die ganze Welt, für alle Zeit verpflichtender Befehl gegeben wurde: Gehet hin in alle Welt und lehret, das haben viele vergessen; denn

nach 2000 Jahren Weltmissionsarbeit sind 18 Prozent der Weltbevölkerung katholisch.

An unseren Glaubensboten liegt es nicht. Sie leisten unmenschliche Arbeit, sie brechen fast zusammen unter der Fülle der Aufgaben und Probleme. Nur 27 000 Priester sind in allen Missionsgebieten der Erde tätig. (Ungefähr die gleiche Zahl Priester arbeitet auch in Deutschland. Und wir klagen bei uns über Priestermangel?)

Im Jahre 1820 waren in den Missionsgebieten, die der Propaganda Fidei unterstanden, nur 180 Priester. Heute sind es 27 000. Ihnen stehen noch weitere 70 000 andere Apostolatskräfte bei. Gewiß ein großer Fortschritt, aber kein Grund zum Optimismus. Immer noch bemißt man bei uns die Missionen nach Maßstäben, die vor 50 Jahren gültig waren. Die Missionsprobleme in der Welt sind aber größer und dringlicher geworden. In Asien und Afrika werden Völker mündig. Rapide Bevölkerungszunahme, Industrialisierung, Rassenfragen verlangen neue Missionsmethoden.

Neben der Seelsorgearbeit steht die Sorge um das leibliche Wohl der Missionsvölker. "Wer die Jugend hat, hat die Zukunft", dieser Satz gilt auch in den Missionen. In Afrika sagt man: Wo du lernst, da betest du auch. Eine neue Schule bauen, bedeutet fast soviel, wie eine neue Kirche bauen und unserem heiligen Glauben ein neues Missionsgebiet zu erschließen. Jede Mark, die für Schulen in den Missionen gegeben wird, trägt höhere Zinsen als in unserem gesättigten und selbstzufriedenen Europa.

Es bedeutet für die Missionen eine große Sorge, daß der erwachende Nationalismus in vielen Ländern Afrikas und Asiens europäischen Missionaren die Grenzen versperrt. Es ist ein Gebot der Stunde, verstärkt einheimische Priester in den Missionsländern heranzubilden. Aber wieder einmal erschweren die fehlenden finanziellen Mittel eine großzügige Förderung. "Soll man", so fragt uns der Heilige Vater, "hochherzigen jungen Menschen, die zu den besten Hoffnungen berechtigen, wegen Mangel an Geld die Tore der Seminare verschließen? Wir wollen nicht glauben, daß die christliche Welt angesichts der auf ihr lastenden Verantwortung nicht jene außergewöhnlichen Anstrengungen macht, die nötig sind, um einer solchen Notwendigkeit gerecht zu werden."

Millionen Missionsfreunde in aller Welt gedenken täglich der Weltmission durch Gebet und aktive Hilfe. 63 Millionen DM wur-

Missionare in Eis und Schnee

von Josef Renhardt

Drei Missionsschicksale aus dem Gebiet des ewigen Eises. Die Eismission Alaskas wird von den Jesuiten versehen, die unübersehbaren Weiten des hohen Nordens von der Ostgrenze Alaskas bis zum entfernten Labrador von den Oblatenmissionaren der Unbefleckten Empfängnis. Von diesen Männern erzählen wir hier. Auch ihnen kommt unsere Missionshilfe.

Dies sind drei Missionarsschicksale aus dem Gebiet des ewigen Eises. Harte Schicksale aus einer harten Welt, aber gerade deshalb geeignet, uns in der kalten und bis ins Herz frierenden Gegenwart das Innerste für den bis zum Jüngsten Gericht verpflichtenden Missionsauftrag zu erwärmen.

Die Prüfung der Einsamkeit

Einsamkeit ist die schwerste Prüfung für den Missionar. Der als "Bischof des Nordpols" Anfang dieses Jahrhunderts bekannt gewordene Pater Turquetil, der über 40 Jahre in der Eismission weilte, gab darüber einen erschütternden Bericht. Der Pater unternahm 1906 seine dritte Forschungs- und Missionsreise zu den Eskimos, die fünf Monate dauern sollte. Nach mehreren anstrengenden Reisewochen erreichte der Pater eine von Hunger verkleinerte und mit einem schier teuflischen Haß gegen Weiße erfüllte Eskimo-Familie.

"Am Abend", so schrieb der Missionar, "bin ich allein mit meinen Gedanken. Ich fühle, wie in mir der furchtbare Kampf anhebt. Die Heiden verstehen mich nicht sofort. Sie erwarten von mir Geschenke, Pulver, Tabak usw., und ich erwarte von ihnen im Gegenteil, daß sie mir kostenlos Essen und Brennstoff bieten. Auch ich brauche eine Hütte oder eine Behausung für den Herbst. Ich bin in ihren Händen. Wenn sie mir nur Gleichgültigkeit zeigen . . . fünf Monate gehen nicht wie ein Tag vorüber. Hunger, Durst, Kälte, Langeweile, Überdruß, Widerspruch: das alles stellt sich als lebendige Wirklichkeit vor mich, die mich seelisch erschüttert. Zurückweichen hieße das Werk für unmöglich erklären. Ich möchte um jeden Preis bleiben.

Ich hatte Sehnsucht nach dem Martyrium, war ein Feuerkopf. Wie schön klingt der Aufruf an den Apostel: die Meere zu durchqueren, eine Seele zu bekehren und dann zu sterben. Aber das junge Herz, das dieser Wahlspruch begeistert, weiß noch nicht, wie sehr schwer das Missionskreuz lastet. Ich wußte es selbst bisher nicht, und nun erdrückte es mich mit seinem Gewicht. Ich begann zu weinen, weil ich die Selbstbeherrschung verloren hatte. Da nahm ich den Rosenkranz zur Hand. Allmählich beruhigte mich der Gedanke, daß Gott diese Reise wollte, und daß Er mich fühlen ließ, wie wir ohne Ihn nichts tun können und einfache Werkzeuge sind . . ." Pater Turquetil hielt seine fünf Monate durch. Er lebte mit den Eskimos in ihren von beißendem und ekelerregendem Geruch erfüllten Schneehütten und nährte sich wie sie von rohem Fleisch oder halbgekochten Fischstücken . . .

Heldentod für Christus

Ein zweites Schicksal: Sämtliche Missionare des Mackenzie-Gebietes im Kanadischen Norden meldeten sich nach dem 1. Weltkrieg als Ersatz für zwei ermordete Priester. Der Bischof wählte zum gefahrvollen Unternehmen zwei erfahrene Eismissionare, Pater Josef Frapsauce und Bruder Peter Meyer. Nach einer 500 km langen, äußerst beschwerlichen Reise erreichten sie eine Blockhütte, die notdürftig Unterkunft bot. Ein zweiter Priester war unbedingt nötig. Pater Fallaize, der später die Bischofswürde erhielt, wurde zur Rettung der Eskimo- Mission ausgewählt. Am 21. Oktober 1920 war P. Fallaize aufgebrochen. Mühsam erreichte er die Blockhütte und fand sie — verlassen. Man vermutete, der Pater sei auf Fischfang. Nach Tagen ging man auf die Suche. Eine Schlittenspur endete an einer Einbruchstelle. In der Nähe stand ein leeres Zelt. Hier lag das Brevier des Paters aufgeschlagen. Vesper vom 24. Oktober. Der Pater wollte mit einem ausgeborgten Hundeschlitten dem ersehnten Mitbruder entgegenwandern und war 8 km vor der Mission im Eismeer ertrunken.

Und ein drittes Schicksal

Kurz vor dem Weihnachtsfest 1923 weilte Pater J. Ruppert S.J. in Hot Springs (Alaska), um Weihnachtskäufe für seine Waisenkinder zu besorgen. Die Kinder wußten, der gute "Vater" würde mit einem schwerbeladenen Schlitten zurückkehren. Aber dutzendmale liefen die Kinder hinaus, um

---

den, wie wir oben sagten, 1956 in der ganzen Welt für das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung gesammelt. Das ist relativ viel, aber verglichen mit den Aufgaben zu wenig.

Bedenken wir: 105 Millionen DM kostet ein einziger moderner Überschallbomber. Mit diesen 105 Millionen könnten über 14 000 Priester in den Missionsländern ausgebildet werden. Ein Bomber ist ein Kriegswerkzeug. Wieviel Segen würde aber von 14 000 Priestern ausgehen, die den Weltfrieden im Zeichen des Kreuzes predigen. –

nach dem Gefährt des Paters Ausschau zu halten. Nichts war zu sehen. Eines Tages erklang Hundegebell. Ein struppiger Eskimohund schleifte Reste eines zerrissenen Geschirrs nach sich. Das war doch ein Hund von Pater Rupperts Gespann! Man zog dem Pater in Richtung Nome entgegen. Ein zweiter Hund, der sich ebenfalls losgerissen hatte, zottelte daher. Man folgte seiner Spur, die abseits vom Wege in ein Gebüsch führte. Nach langem Hin und Her fand man den Schlitten des Paters. Das gesamte Hundegespann war ausgerissen — nein, da stand, grimmig knurrend, der Führerhund Mink. Die Eskimos traten näher. Der Hund bellte wütend auf sie los. Und da kauerte auch Pater Ruppert, den Mantel sorgsam über den Arm gelegt, regungslos . . . Sicherlich hatte er sich nach dem anstrengenden Marsch, ermüdet vom Schneesturm, kurz zum Ausruhen hingesetzt und war eingeschlafen. Die Kälte hatte 30 Grad Minus überschritten. Als man sich dem Pater nähern wollte, raste Mink los und kämpfte mit den Männern, die ihm fremd waren, als gelte es sein Leben. Nur mit einer List konnte der treue Hund übertölpelt werden. Der Missionar war bereits — eiskalt. Der Puls schlug nicht mehr, das Auge war gebrochen . . .

In stummem Schmerz standen die Eskimos vor der Leiche "ihres" Paters. Sie betteten ihn auf den Hundeschlitten, dann ging es über die endlosen Schneefelder bis zur Missionsstation in Hot Springs. Vor dem Weihnachtsbaum der Waisenkinder lag er aufgebahrt, der Vater der Armen. Er wollte bloß Freude schenken — und war selber in das Reich einer ewigen Freude entrissen worden . . .

•

Der Missionssonntag der Kirche zählt nur 24 Stunden, dahinter freilich steht das Reich der Ewigkeit. Männer, die ihr Leben einsetzen, stehen an allen Fronten. Es wäre eine große Schande, wollten wir die Apostel für "Christi Reich", die das Letzte wagen, im Stiche lassen! Ob bei den Eskimos oder in Afrika, ob in Japan oder in Bolivien: Überall ist "Christi Reich" im Vormarsch, wenn wir wollen! –

Der dankbare Fahrgast

Die Sache mit der Geschwindigkeit und dem Polizisten

Erzählung von Mark Twain

"Ja, und nun geben Sie nur acht", sagte der Gastgeber zu George Evensong, als dieser in den Wagen stieg, " die Landstreicher in unserer Gegend sind nicht gerade sehr angenehme Leute."

"Warum? Sind sie alle Straßenräuber?" fragte Evensong, der ein nervöser Fahrer war.

"Nun, das gerade nicht; wenn Sie sich nicht aufhalten, wird Ihnen schon nichts geschehen. Aber folgen Sie meinem Rat und nehmen Sie niemand mit. Zwei oder drei dieser Gentlemen der Landstraße haben im letzten Monat ihre Fahrt mit einem Stück Bleirohr bezahlt und sich mit der Barschaft des Automobilisten aus dem Staub gemacht."

"All right", sagte Evensong. "Ich liebe es überhaupt nicht, Fahrgäste mitzunehmen."

Er preßte die Kinnbacken hart aufeinander, als er seinen kleinen Fordwagen die Auffahrt hinuntersteuerte. Er hatte eine lange Fahrt vor sich, an deren Ende ihn eine dringende geschäftliche Botschaft erwartete, und er hatte die ganz bestimmte Absicht, sich weder von verdächtigen noch von unverdächtigen Fußgängern aufhalten zu lassen. Energisch trat er auf den Gashebel. Der Wagen sprang an.

Meile auf Meile eintöniger Landstraße ließ er hinter sich, Häuser und Hecken flitzten in der wässerigen Sonne an ihm vorbei. Es gab wenig Verkehr auf der Straße, und Evensong starrte, mechanisch auf den Weg achtend, vor sich hin.

Plötzlich sprang ein Mann hinter einer Hecke hervor, stellte sich mitten auf die Straße und hielt die rechte Hand auf. Evensong biß die Zähne zusammen und fuhr schneller. Der Mann blieb trotzdem stehen. Krampfhaft umfaßte Evensong das Rad mit beiden Händen, in der Angst, den Mann zu überfahren oder von ihm überfallen zu werden. Im letzten Augenblick jedoch sprang der Landstreicher in das Dickicht zurück und verfolgte den davonfliehenden Wagen mit einer Flut von Verwünschungen.

Schweiß überrieselte Evensongs Stirn, als er das Tempo wieder zu verlangsamen wagte, aber jezt klang der Lärm des Motors wie laute Triumphmusik in seinen Ohren. Jetzt, jawohl, jetzt war er erst in richtiger Stimmung, sich als Herr der Landstraße zu fühlen!

Zwanzig Meilen weiter, als ihm wieder ein Mann winkte, stehenzubleiben, fuhr er so rücksichtslos auf ihn zu, daß der andere die Straßenmitte verließ, bevor die Lage zu gefährlich geworden war.

Nach und nach wurden die Häuser seltener, dann hörten auch die Heckenzäune auf. Wie ein vergessenes Band lief die Straße durch braunrot schimmerndes Moorland. Evensong lächelte der freien Weite zu, die vor ihm lag, und erhöhte die Geschwindigkeit. Die Antwort darauf war ein Mißklang in der Musik der Maschine, dem ein ominöses Knallen folgte. Der Wagen blieb stehen, und Evensong stieg aus, eine laute Verwünschung von sich gebend.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis die Störung behoben war. Nach fünf Minuten schon machte er sich vergnügt daran, wieder seinen Sitz am Lenkrad einzunehmen, als eine rauhe Stimme sagte: "Nehmen Sie mich bitte mit, mein Herr!"

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr Evensong herum. Der Sprecher war ein hochgewachsener Mensch, schäbig angezogen, unrasiert und ungewaschen. Er und der Lange waren die einzigen lebenden Wesen ringsumher.

"Ich will nach Barchester", sagte der Landstreicher. Evensong hatte das gleiche Ziel. Er besah noch einmal die mächtigen Schultern und Kinnbacken des Mannes und hieß ihn dann, den Wagen zu besteigen.

Sie saßen Seite an Seite. Sobald

es ging, schaltete Evensong die größte Geschwindigkeit ein und blieb dabei. Seine Augen waren fest auf den Weg gerichtet; er durfte es nicht wagen, den Mann an seiner Seite anzusehen, aber seinen Gedanken, die auf dunklen Wegen dahinjagten, konnte er nicht befehlen.

"Fahren Sie weiter als bis Barchester?" fragte sein Gast.

"Nein", antwortete Evensong kurz.

"Ganz nette Stadt", bemerkte der Mann, und stocherte in seinen Zähnen herum.

Evensong nickte nur. Er hielt seine Augen auf die Straße gerichtet. Es war ein langer Weg nach Barchester, und er zweifelte sehr daran, ob er es überhaupt je erreichen würde. Der Landstreicher hatte bis jetzt noch keine verdächtige Bewegung gemacht.

Das Moorland wurde nun zur bebauten Strecke, dann kam eine Farm, ein Häufchen Landhäuser, ein Dorf. Evensong raste weiter. Er nahm keine Kenntnis von dem kleinen roten Zeichen, das eine Geschwindigkeit von dreißig Meilen in der Stunde vorschrieb. Vorwärts, vorwärts, um noch vor der Dunkelheit der Landstraße zu entfliehen!

Mit einem Male stand da wieder ein Mann in der Wegmitte und hielt die Hand auf. Aber dieser hier trug eine dunkelblaue Uniform, und Evensong bremste sofort.

"Tut mir leid", sprudelte er los, "aber ich sah gar nicht, daß hier bebautes Land ist! Ich bin in riesiger Eile. Es handelt sich gewissermaßen um Leben und Tod. Ich muß noch bei Tageslicht in Barchester eintreffen!"

Aber der Polizist war nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Sein schwarzes Notizbuch trat feierlich in Erscheinung, und alle Einzelheiten, Name und Adresse, Wagennummer und Art des Vergehens gegen die Straßenordnung wurden genauestens eingetragen. Der Fahrgast wurde einer scharfen, stummen Musterung unterzogen, die er mit ebenso scharfem Zurückstarren erwiderte, und schließlich konnte Evensong, mit der Aussicht auf eine Vorladung vor sich und unmittelbarer Gefahr neben sich, wieder starten. Er hatte es nicht gewagt, dem Polizisten weitere Andeutungen über den Grund seiner Eile zu machen; wer bürgte dafür, daß sein Fahrgast in diesem Fall nicht plötzlich Gebrauch von seiner Schußwaffe machte?

"Pech!" warf der Lange hin; aber da Evensong nicht antwortete, blieb es bei diesem Versuch zu einer Unterhaltung.

Nach dem Dorf kam wieder ein Strich Moorland, und wieder fuhr Evensong, als seien die Furien hinter ihm her. Sein Gast tat ihm noch immer nichts zuleide. Er war so ruhig, als schliefe er, und Evensong wagte langsam zu hoffen, daß der Mann am Ende doch harmlos war und wirklich nur schnell und ohne Anstrengung an sein Ziel gelangen wollte. Aber bei alldem ließ ihn, solange sie durch einsame Gegend fuhren, die Furcht nicht los, und er raste weiter, das ferne Barchester vor sich wie ein Pilger das gelobte Land.

Endlich kam der hohe Turm der Kirche von Barchester in Sicht, und nach einer Viertelstunde bog Evensong, während die Dämmerung einfiel, mit bedeutend verlangsamtem Pulsschlag und Tempo in die Hauptstraße ein und hielt vor dem Postamt.

Der Landstreicher öffnete die Tür auf seiner Seite und stieg aus. Dann lehnte er sich in den Wagen zurück und näherte sein unrasiertes Gesicht grinsend demjenigen Evensongs. "Mächtig nett von Ihnen", sagte er, "daß Sie mich mitgenommen haben. Ich bin gerade jetzt nicht bei Kasse und kann meine Fahrt nicht bezahlen, aber vielleicht können Sie das da brauchen."

Er warf einen kleinen, schwarzen Gegenstand auf den Sitz neben Evensong und ging davon. Erstaunt nahm Evensong das Geschenk zur Hand. — Es war das schwarze Notizbuch des Polizisten von unterwegs. –

Keuschheit und Gläubigkeit
sind immer gepaart:
schwindet die eine,
so schwindet die andere.
Jüdische Weisheit

Katholiken in aller Welt — Nach einer Statistik, die vom missionarischen Kreuzzug der katholischen Studenten der USA über den Prozentsatz der Katholiken in allen Ländern der Welt herausgegeben wurde, steht Andorra mit 100 Prozent (5564) Katholiken an der Spitze. Es folgen: Italien mit 99,7% der Bevölkerung, Spanien und Kolumbien mit 99,5%, die St. Peters-Inseln im Nordatlantik mit 99%, Mexiko, San Salvador, Liechtenstein, San Domingo, Honduras, Kostarika, Belgien, Luxemburg und Malta mit 95%. In Schottland z. B. sind 14,1% der Gesamtbevölkerung katholisch, in England nur 7%. Die Sowjetunion mit ihren 200 220 000 Menschen zählt nur 5% Katholiken. In 29 Ländern macht die katholische Bevölkerung weniger als 1% aus.

Zahlenmäßig steht Brasilien mit 53 149 500 Katholiken an der Spitze. Es folgen Italien, Frankreich, die USA, Spanien, Mexiko, Westdeutschland, Polen, Argentinien, die Philippinen und Kolumbien. In Afghanistan, der Mongolei und in Tibet dagegen ist die Zahl der Katholiken verschwindend klein.

Katholische Orden haben mehr als eine Million Mitglieder. — Nach neuesten amerikanischen Statistiken haben die katholischen Orden zur Zeit mehr als eine Million Mitglieder. Die Männerorden zählen 180 433 Mitglieder in 17 992 geistlichen Häusern auf der ganzen Welt, während es 886 259 Nonnen und Schwestern in über 72 000 Frauenklöstern gibt.

DIE HEILIGEN EXERZITIEN sind ein wirksames Gegengewicht, das die Menschen davor bewahrt, sich von der Last der Erdendinge erdrücken zu lassen. Sie behüten sie davor, sich ganz den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten dieses Lebens hinzugeben, sie schützen sie vor Ansteckung durch die Ansichten und die Lebensführung des Materialismus. Christi Friede wird tief in die Herzen aller Christen dringen, die sich aus dem Lärm und den Eitelkeiten der Welt zurückziehen und im tiefen, verborgenen Stillschweigen der Glaubenswahrheiten und das Beispiel dessen betrachten, der der Welt den Frieden gebracht und ihn als seine heilige Erbschaft hinterlassen hat.

Pius XI. in "Mens nostra"

Der Dienst im Lager als Beruf

von H. Junge

Jede Woche kommen ca 3000 Menschen jeden Alters aus den Ostgebieten nach Westdeutschland. Sie kommen aus Ost- und Westpreußen, aus Danzig und aus Schlesien. Deutsche, die 13 Jahre um ihre Heimat leiden mußten, die dreizehn Jahre Not, sehr oft Verfolgung, Zwang und Kerker erdulden mußten. Auf 65% wartet in Westdeutschland das Lager mit allen seinen demoralisierenden Belastungen und seinem Tod dem Familienleben. Der Staat kann nicht mehr leisten, als er bereits tut. Die Christenliebe muß einspringen. Die Nächstenliebe muß für diese Menschen sorgen. 75% dieser Flüchtlinge aus den Ostgebieten sind gegenwärtig katholisch. "Warum tut die Kirche nichts?" fragen viele — die nur deswegen fragen, weil sie nichts von der Kirche wissen. Stille Liebesdienste werden geleistet, ohne Pauken und Fanfaren. Still, wie echte Bruderliebe eben immer ist. Wir hier in der neuen Heimat sollten wenigstens beten. Beten für unsere Brüder und Schwestern in Not.

Jeden Tag nimmt die Bevölkerung der Bundesrepublik um tausend Menschen zu. Dies geschieht nicht durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle, sondern durch den Strom der Flüchtlinge, Vertriebenen und Ausgesiedelten, der seit nunmehr 13 Jahren unaufhörlich fließt. Waren es 1957 fast 350 000 Zuwanderer aus der Zone und Spätaussiedler aus den Oder-Neiße-Gebieten, so wird in diesem Jahr trotz eines leichten Rückganges von Zuwanderern aus der Zone die Gesamtzahl der Zugewanderten nicht niedriger liegen, denn der Rückgang wird durch das Anwachsen des Zuganges von Spätaussiedlern wettgemacht. Die zahlreichen Flüchtlingslager müssen daher auf vorläufig noch unabsehbare Zeit hin weiterbestehen, sie werden noch enger belegt werden, ja, es werden sogar neue Lager eröffnet werden müssen.

Der katholische Lagerdienst als Zusammenfassung der katholischen Verbände, die sich der Sorge um die Lager und die heimatlos gewordenen Menschen besonders angnommen haben, unterhält in annähernd 100 größeren Lagern hauptamtlich besetzte Betreuungs- und Beratungsstellen mit Seelsorgern, Fürsorgerinnen, Jugendpflegern, Kindergärtnerinnen und Helfern. Eine weit größere Anzahl kleiner und mittlerer Lager werden an bestimmten Tagen in der Woche von Betreuern aufgesucht, die eine ganze Lagergruppe zu versorgen haben oder von Sekretariaten caritativer Verbände vom Ort aus. Es hat sich in den Jahren ein neuer Berufsstand — der "Lagerpfarrer", die "Lagerfürsorgerin", der "Lagerhelfer" — herausgebildet, der schwerste Anforderungen an die körperlichen und seelischen Kräfte der Dienenden stellt.

Der Dienst im Lager ist kein begrenztes Spezialgebiet, er erfordert vielmehr umfassende theoretische Kenntnisse und praktische Fähigkeiten. Das geht schon aus einer — bei weitem nicht vollständigen — Aufzählung der Aufgaben hervor, die den Mitarbeitern in den Lagern täglich gestellt werden:

Führung und Betreuung von Kindergärten und Kinderhorten — Kindererholungsverschickung — Jugendpflegerische Gruppenarbeit — Vorbereitung und Durchführung von Freizeiten für Jugendliche — Beratung und Hinführung von Jugendlichen zu Arbeit und Beruf — Vermittlung spätausgesiedelter Kinder und Jugendlicher an die Meldestellen für katholische Förderschulen — Beantragung von Ausbildungsbeihilfen — Erholungsverschickung von Frauen und Müttern — Vermittlung von Frauen und Müttern in Mütteraufbauwochen — Vorbereitung der Unterbringung von alleinstehenden pflegebedürftigen und alten Menschen in caritative Heime — Beratung und Mithilfe bei der Abfassung und Beratung von Anträgen für Renten, den Lastenausgleich und Beihilfen — Beratende Hilfe im Notaufnahmeverfahren und für die Erlangung von Flüchtlingsausweisen — Durchführung des Meldedienstes — Vorbereitung und Gestaltung von religiösen und kulturellen Gemeinschaftsveranstaltungen im Lager — Herstellung und Pflege des Kontaktes mit der Lagerleitung und mit Behörden — Gewinnung von Helfern für die Lagerarbeit in Pfarreien und katholischen Verbänden und Vereinen — Verwaltung und Ausgabe von Sach- und Geldspenden und vielen kleinen Sorgen und Nöten, die alltäglich an die Mitarbeiter in den Lagern herangetragen werden. Hinzu kommen die an erster Stelle stehenden seelsorglichen Aufgaben, die dort, wo kein hauptamtlicher Lagerpfarrer da ist, zu einem großen Teil Sache der Mitarbeiter des KLD in den Lagern sind.

Katholischer Lagerdienst veranstaltet daher seit einigen Jahren Lehrgänge für alle seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Lagern mit dem Ziel der Schulung und Fortbildung, der Aufrichtung der Mitarbeit und der Förderung des gegenseitigen Kontaktes, womit ein wertvoller Erfahrungsaustausch verbunden ist. Der letzte Mitarbeiterlehrgang des KLD fand für die süd- und südwestdeutschen Diözesen vom 10. bis 15. März 1958 in Freiburg-Günterstal statt. Unter den 100 Teilnehmern befanden sich auch der Flüchtlingsbischof Heinrich Maria Janssen, Hildesheim, der Kapitularvikar Dr. Schaeufele, Freiburg, Landes-Füchtlingsminister Fiedler. Im

Wozu der Prunk in der Kirche?

von Stadtpfarrer Johann Freitag

Ja, das ist so ein Kapitel: Prunk und Zeremonien in der Kirche. Das versteht die katholische Kirche: Prachtentfaltung. Was wird da alles aufgeboten, wenn z. B. ein Bischof stirbt und feierlich beigesetzt wird, oder gar beim Papst! Was wird da ein Prunkaufwand getrieben. Was das kostet; allein die Ausschmückung der Peterskirche! Ja, was hat denn das alles noch mit Gott zu tun? Ach, manchmal glaubt man wirklich, die katholische Kirche ist das reinste Zeremonieninstitut: dafür hat doch der moderne Mensch wirklich keinen Sinn mehr!

Gemach, mein Freund. Ich nehme dein Anliegen ernst. Ich nehme an, daß es nicht aus bösem Willen kommt; wenn es böswillig wäre, was du sagst, müßte ich dich allerdings dran erinnern, daß in der Schrift auch einmal einer revoltiert hat, zu einer Fußsalbung gleich ein Pfund kostbaren Myrrhenöls für 300 Denar zu verschwenden. Der dieses gesagt hat, hat J u d a s geheißen! Und abermals steht in der Schrift: Beim feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem war es. Prunkvoll nach orientalischen Begriffen war das, mit Tausenden von jubelnden Teilnehmern. Da standen auch ein paar an der Straßenecke und maulten und sprachen für dieses Geschrei sogar den Herrn daraufhin an. Und das waren Pharisäer. Judas und die Pharisäer — nein, in dieser Gefolgschaft wollen wir nicht marschieren! Ich nehme dein Anliegen ernst.

Schläft der Papst in goldenem Bett?

Also, ja, du hast recht. Großer Prunk wird entfaltet bei großen Feierlichkeiten. Sogar mit Recht. Sag mal, bist du zu deiner Hochzeit in deinem schäbigen Arbeitsanzug hingegangen? Nein, das gehört sich doch nicht zu einem Fest. Nun, du bist nur ein kleiner Mann, nur wenige kennen dich. Aber der Papst. Selbst für Millionen von Nichtkatholiken ist der doch einer der wenigen Großen der Weltgeschichte. Wenn der nun bei großen Feiern auf der Sedia gestatoria getragen wird — wie sollten ihn denn sonst die fünfzig- oder hunderttausend — und es waren schon oft eine halbe Million —, wie sollten ihn denn all die überhaupt nur sehen können! Und sie möchten ihn doch wenigstens sehen. Im übrigen mußt du nicht alles glauben, was in den Zeitungen und Illustrierten steht. Daß z. B. der Papst ein goldenes Telefon hat. In Rom fragte ich einen Prälaten danach, der öfter in Privataudienz zum Heiligen Vater kam. Der Papst hat ein ganz gewöhnliches weißlackiertes Telefon, und die Einrichtung in seinem Arbeitszimmer ist denkbar einfach: von den Vorgängern ererbte Stühle. Mit Schmunzeln erzählte mir dieser Pilgerführer, daß er immer wieder von Pilgern gefragt werde, ob denn der Papst wirklich in einem goldenen Bett schlafe. Diese guten Pilger hatten scheinbar noch die mittelalterlichen Bilder vor Augen, vielleicht das Bild von Giotto, wie der Papst ein Traumgesicht hat, in Tiara und Rauchmantel schläft. Aber selbst zugestanden, daß sich manches im päpstlichen Hofzeremoniell durch die Jahrhunderte noch erhalten hat aus der Zeit des Hochmittelalters, da der Papst wirklich der Herr der Welt war, was wir nüchternen Menschen der Moderne einfach als Traditionsgebundenheit hinnehmen: eins laß dir sagen, mein lieber Freund, daß gerade unser Papst der modernen Auffassung entgegengekommen ist, damit ja keiner Anstoß nimmt an dem Prunk: so wurden durch einen eigenen päpstlichen Erlaß die so langen prunkvollen Schleppen der Kardinäle verkürzt. Durch einen anderen päpstlichen Erlaß wurde weiterhin der Titel Fürstbischof, wie er in Österreich üblich war, untersagt, auch das Führen von Adelsprädikaten bei Bischöfen, damit ja nichts mehr erinnern soll an die Zeiten, da die Bischöfe einmal als weltliche Fürsten über ihr Land regierten, Fürstbischöfe waren, manchmal mehr Fürsten als Bischöfe.

Wenn unsere Bischöfe fürstlichen Prunk bei feierlichem Einzug und Pontifikalgottesdienst entfalten — sag mal, hast du noch nicht erlebt, wie unsere Bischöfe fern jeglichen Prunks mitten im Volk stehen und ganz demokratisch, um einmal dieses Wort zu gebrauchen, mit ihren Priestern und Gläubigen verkehren. Und wenn sie den Titel Exzellenz führen, bei ihnen ist es doch nicht so

---

Mittelpunkt der Beratungen standen die gegenwärtige Flüchtlingssituation in den Ländern Baden-Württemberg und Bayern, die von Landespflüchtlingsminister Fiedler und leitenden Vertretern der bayerischen Landesflüchtlingsverwaltung dargestellt wurde, der Wohnungsbau für Zuwanderer und Spätaussiedler, Fragen des Lastenausgleichs und der Berufsausbildungsbeihilfen für Jugendliche, die mit der Eingliederung der alleinstehenden Zuwanderer zusammenhängenden Sonderprobleme und die Sorge um die in den Lagern befindlichen Kinder. Aus den Diskussionsbeiträgen und den Berichten der Mitarbeiter des KLD in den Lagern klang immer wieder etwas von der Mühsal dieser Aufgabe durch, aber auch die Einsatzfreude und Selbstlosigkeit, mit der sie gemeistert wird. Der Gedanke an die Hunderttausende, die heute noch im Elend und in der Enge der Lager hausen, sollte immer auch einen stillen Dank an jene einschließen, die diesen "vergessenen Menschen" stellvertretend für uns alle Stütze und Hilfe sind.

wie bei den Fürsten einstmals, zu denen ein gewöhnlicher Sterblicher vor lauter Titeln und Vorzimmer nicht hingelangte. Wenn wir Menschen von heute als Kinder unserer Zeit uns noch soviel auf unsere Demokratie zugute tun — Fürsten sind sie halt doch, unsere Bischöfe: Fürsten der Kirche. Und als solche verlangt sogar unsere demokratische Zeit ein fürstliches Auftreten.

Übertriebene Nüchternheit hat auch der moderne Mensch

Siehe, da muß ich dir widersprechen, wenn du sagst: der moderne Mensch hat keinen Sinn mehr dafür. Erinnerst du dich noch, wie erstaunlich vor Jahren bei der Krönung der englischen Königin die verschiedensten Leute reagiert haben auf Bilder und Filmberichte, auch auf dem traditionsschwachen Kontinent? Nicht allein auf das Schaustück des prunkvollen Aufzugs, sondern auf die Akte der Krönung. Ein französischer Journalist vom reinsten Wasser hat gestanden: "Daß es so etwas Erhabenes und Heilig-Schönes in der Welt noch gibt, da kann man nur vor Neid erblassen!" Ja, und wenn irgendwo in unserem Land ein ausländischer Fürstenbesuch ist oder eine Fürstenhochzeit — sind die Menschen von heute nicht toll in ihrer Anteilnahme? Tritt da nicht wie in einem Aufschrei ein Urbedürfnis der Menschheit zutage? Nein, der moderne Mensch hat noch Sinn für erhabene Symbole und Formen, hat noch Sinn und Verständnis, ja sogar Sehnsucht danach, Großes, Erhabenes festlich zu gestalten und feierlich zu begehen.

Ja, was hat das aber alles mit Gott zu tun? Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste anbeten, also steht doch in der Schrift. Geist, das heißt körperlose, reine Innerlichkeit. Also müssen wir ihm in körperloser, reiner Innerlichkeit dienen. Mein Freund: vergiß doch eines nicht, das Grundgeheimnis des Christentums: Dieser unsichtbare, unfaßbare Geist ist ins Sichtbare getreten, ist Mensch geworden, damit wir "ihn leibhaftig mit Augen begreifen", wie die Weihnachtspräfation singt. Die Menschwerdung Gottes. Gott ist Mensch geworden mit einem Leib. "Und hat nicht verschmäht der Jungfrau Schoß" betet die Kirche. Gott hat unsere Leiblichkeit nicht verschmäht, um uns zu begegnen: nicht Fest und Festmahl, nicht Hochzeit und prunkvollen Einzug.

Christus selbst gebrauchte Zeremonien

Bei seiner Heilstätigkeit hat er sich ruhig leiblicher, äußerer Zeichen und Gesten bedient. Hat nicht bloß gesagt: Ich will — sei rein, steh auf, sondern — lies mal nach, Mk. 7, 31. Wie der Herr dem Taubstummen die Finger in die tauben Ohren legt, mit seinem Speichel die stummen Lippen berührte, die Augen zum Himmel erhebt und das Wort spricht: "Ephpheta". War das Zauber, Hokuspokus, diese Gebärde, diese Zeremonie, würden wir sagen? Diese sinnfällig körperlichen Handlungen sind tief sinnerfüllte Zeichen und Symbole, die inneres Geschehen zum Ausdruck brachten. Und deren hat der Herr sich auch beim Beten bedient. Beim letzten Abendmahl nahm er Brot und Wein und sprach die hochheiligen Worte und reichte sie so seinen Jüngern und verlangte ausdrücklich: Tut dieses zu meinem Gedächtnis, daß diese sinnfällig körperlichen Handlungen immerzu wiederholt werden. Er war ganz Mensch mit Leib und Seele, die Menschwerdung Gottes!

Diese Menschwerdung Gottes setzt sich jetzt noch fort in der Kirche. Die Kirche ist der geheimnisreiche Leib Christi, also die Kirche die Leibwerdung Gottes. Kirche ist nicht etwas Geistiges, eine Idee, nein, eine leibhaftige Tatsache. Die Kirche existiert nicht nur im Hirn als Begriff, auch nicht nur im Herzen als Gefühl: sie ist im ursprünglichen Wortsinn "leibhaftig": die Leibwerdung, die Menschwerdung Gottes. Die Kirche besteht nicht aus reinen Geistern, sondern aus Menschen mit Leib und Seele, die in der Ganzheit ihres Wesens mit Leib und Seele vor Gott stehen. Was bei den Menschen im Innern vorgeht, muß nach außen dringen, sich äußern in der Sprache, in Wort und Gesang, Ausdruck finden in Gebetsgebärde und Zeremonien, in der Sinnen-Freude und dem Prunk der Feste und Feiern. So ist im Laufe der Jahrhunderte die Liturgie gewachsen in hundertfältigen Zeichen und Zeremonien, durch die sich das Gottesgeheimnis ausdrückt in Bildern und Formen, hinter denen das Unsichtbare schimmert und ins Sichtbare tritt, mit Ohren zu hören und mit Händen zu betasten. Ein ganzes Buch mit Gottesbildern stark und bunt und reich sind so die Zeremonien der Kirche.

Schauen wir dieses Buch noch an und verstehen wir es zu lesen? Oder sind wir bilderblind? Hast du schon einmal einen Bernstein in deiner Hand gehalten, drin eine Fliege unberührt leblos? Hast du nicht ergriffen den Stein gehalten in Ehrfurcht vor dem, was sich in Jahrhunderten da abgedrückt hat? Noch in viel größerer Ehrfurcht mußt du stehen vor der heiligen Liturgie der Kirche: Jahrhundertealt sind diese geheiligten Formen, diese geheiligten Gebräuche und Zeremonien. Doch staune: die sind nicht erstarrt und versteinert. Nein, die sind lebendig und lebensweckend. Der Gottesdienst der Kirche, der so viele scheinbar veraltete Gebräuche enthält, den alten Steintafeln gleich, die man aus versunkenen Schichten ausgegraben hat, dieser Gottesdienst zieht immer wieder täglich die gesamte Kirchengemeinschaft in seinen Bann und erfüllt die Seelen und steht im Dienst des Lebens und vermag — was noch mehr ist — lebendige Bewegung zu tragen.

Wir brauchen mehr Ehrfurcht

Darum steh in heiliger Ehrfurcht vor dem Heiligen! Geheimnis Gottes ist es! Vertief dich hinein und leb dich hinein und vollzieh in ehrfürchtiger Teilnahme mit, diese heiligen Mysterien. — Manchmal wird einem ein eigenartiges Erleben geschenkt. Da kommt man als Fremder hinein in eine Kirche, ein Meisterwerk eines gottbegnadeten Künstlers aus vergangenen Jahrhunderten. Man ist einfach verwirrt und kann nichts anfangen mit all dem Reichtum der Formen, der einem entgegenrauscht. Und dann kommt einer, der den Schlüssel hat, der eine Führung hält, und der schließt nun auf mit der Fülle seines Wissens und der

Der Mülleimer und das Wegkreuz

von Otto Goldmann

Die Geschichte begann mit einem Mülleimer. Doch, wirklich! Ich gebe zu, daß ein Mülleimer eine ziemlich unbedeutende Sache ist. Aber viele Geschichten fangen mit einer unbedeutenden Sache an.

Der Mülleimer stand draußen vor dem kleinen Vorgärtchen von Möller auf dem Bürgersteig. Es war an einem der ersten Märztage, die Sonne blinzelte noch ein wenig befangen, aber doch schon ganz freundlich vom Himmel herab, und alles hatte ein wenig Glanz und Licht, auch der Mülleimer von Möller. Und da kam so ein herumstreuender Hund daher, angezogen von dem stillen Glanz des Mülleimers und wohl auch von den immer noch appetitanregenden Gerüchen, die den Abfällen des Mülleimers entströmten, machte er sich daran — ein sehr pfiffiger Hund, das gibt es —, mit der Schnauze den Deckel zu heben.

Frau Brands, die Nachbarin der Frau Möller, sah das. Sie eilte hinaus, um mit einer großangelegten Handbewegung das Tier zu verscheuchen. Und weil das Vieh — wie sich Frau Brands ausdrückte — nicht davonlief, machte sie einige bedrohliche Schritte, die den Hund fortscheuchten, wobei der Mülleimer umfiel. Und da lagen denn, schön auseinandergebreitet, die Abfälle von Möllers auf dem Bürgersteig. Sie werden selber sagen: Eine peinliche Sache. Denn aus den Abfällen ließ sich erkennen, was Möllers sich alles leisten konnten: Brechspargel, Thunfisch, Fleischkonserven.

Nun, Frau Brands konnte sich nicht entschließen, den Unrat in den Eimer zurückzubefördern. Kein Mensch macht sich gerne mit dem Unrat seines Nächsten zu schaffen — wenigstens dann nicht, wenn es sich um Küchenabfälle handelt. Als nun Frau Möller nach Hause kam und die Sache sah, wurde ihr Gesicht krebsrot. Ihre Augen funkelten zornig. Frau Brands kam heraus und wollte erklären. Aber mitten in ihre Rede hinein fauchte Frau Möller: “Was haben sie nötig, sich mit meinem Mülleimer zu befassen? Sie sollten lieber ihren eigenen Dreck . . .” — “Aber ich habe es doch gut gemeint!” fiel ihr Frau Brands, sichtlich enttäuscht, ins Wort.

“Gut gemeint! Dann hätten Sie wohl die Vernunft gehabt, und das Zeug in den Eimer zurückbefördert!”

“Ach so! Ich soll ihren Dreck . . .!? So sehen Sie aus!”

Ein Wort gab das andere, es wurde immer heftiger und lauter, und am Ende verschwanden beide im Haus, nachdem sie die Tür hinter sich zugeschlagen hatten.

Das also geschah in den ersten Märztagen. Eigentlich zu dumm, um überhaupt darüber zu sprechen. Aber seit jener Stunde ist es aus mit der Freundschaft von Möllers und Brands. Übrigens eine sehr schöne Freundschaft, die jahrelang gewährt hatte.

Wenn Frau Brands jetzt sah, daß Frau Möller vor der Tür stand, wartete sie, bis Frau Möller wieder hineingegangen war, ehe sie selber das Haus verließ. Und wenn morgens der Milchwagen kam, stand Frau Möller hinter der Gardine und wartete, bis Frau Brands bedient und wieder ins Haus verschwunden war. Früher gab es immer eines jener kurzen Gespräche, die sich zehnmal am Tage wiederholten. Derlei Gespräche sind unbedeutend, aber schön. Man freut sich heimlich darauf, und danach geht es wieder leichter mit der Arbeit. Man kann sich seinen Ärger, der einem sonst langsam, aber sicher das Herz auffrißt, von der Seele reden. Kurzum, solche Gespräche sollte man nicht einfachhin als “Tratsch und Klatsch” abtun. Sie sind das tägliche Ventil für ein geplagtes Frauenherz.

Aber, fragen Sie, was hat der Mülleimer und überhaupt das alles mit dem Wegkreuz zu tun? Nun, warten Sie ab.

Seit jenem Tag also waren Frau Brands und Frau Möller einander feind. Und nicht nur die Frauen, sondern auch die Familien waren einander feind.

Manchmal wachte Frau Brands mitten in der Nacht auf, und sie dachte an Frau Möller. Ihr Herz ging dann schnell und laut und das Atmen wurde ihr schwer. Ihre Pulse hämmerten und klopften, und so sehr sie sich auch mühte, daran vorbei zuhören, das Hämmern wurde immer lauter und ließ sie oft erst viel später wieder einschlafen. Ja, am hellen Tag, mitten in der Arbeit, wurde ihr plötzlich bewußt, daß sie schon minutenlang nichts tat.

Und — was sie nicht ahnen

Fülle seines Herzens, und nun wird es einem zum tiefen Erlebnis, unaustilgbar. —

Die Liturgie unserer Kirche ist auch so ein gottgeformtes Meisterwerk aus vergangenen Jahrhunderten. Aber leider stehen viele Katholiken fremd ihm gegenüber und können mit all dem Reichtum der Formen nichts anfangen. Man möchte nur wünschen, daß recht viele kommen, die den Schlüssel haben und aufschließen mit der Fülle ihres Wissens und ihres Herzens all den Reichtum der Formen, damit es auch recht vielen zum tiefen Erlebnis wird, unaustilgbar, um mit Kardinal Newman zu reden: daß das Erlösungswerk Christi uns nicht etwas Fernes ist und uns wie die Sonne gegenübersteht immer in weiter Ferne, sondern daß wir von einer Atmosphäre umgeben sind und in einer Luft leben, durch die seine Wärme und sein Licht auf uns einströmen von allen Seiten. –

konnte: Der Frau Möller ging es um nichts besser als ihr.

So zog sich das nun schon drei Monate hin.

Sehen Sie, und jetzt kam die Sache mit dem Wegkreuz.

Das Kreuz stand mitten auf der Grenze von Möllers und Brands Vorgärten, eingerahmt von der kleinen Ligusterhecke, die die Vorgärten vom Bürgersteig trennte. Jedes Jahr vor dem Fronleichnamsfest hatten Frau Brands und Frau Möller gemeinsam das Kreuz, an dem Gott selber vorbeigetragen wurde, mit Blumen aus ihren Gärten, mit silbern schimmernden Leuchtern und brennenden Kerzen geziert. Und rings um das Kreuz hatten sie kleine, junge Birken gestellt, die erst dem Ganzen einen schönen, würdigen Rahmen gaben. Ja, und jetzt war ein Tag vor Fronleichnam. Schon Tage zuvor war Frau Brands Gedanke an das Kreuz gekommen. Aber immer wieder hatte sie den Gedanken abgeschüttelt. Das hatte ja noch Zeit. Jetzt war der Tag da, und — was sollte nun mit dem Kreuz werden?

Wenn sie es nicht schmückten, würde es in der ganzen Pfarrei auffallen — so wie es sonst aufgefallen war, mit wieviel Liebe und Sorgfalt das Kreuz geschmückt war. Es wäre gerade so, als ob das Kreuz ohne Schmuck allen, die vorübergingen, sagte: "Daß ihr es wißt! Die hier wohnen, leben in Streit und Zwietracht miteinander, und ich, das Kreuz oder gar der Herr selber, bekommen das zu spüren. (Wie oft geschieht es doch, daß der Herrgott die Fehler und Irrungen der Menschen zu spüren bekommt!)

Ja, alle würden das nun sehen. Der Herr Pfarrer, der Bürgermeister, die Lehrer und überhaupt alle. Frau Schulze, die schon immer die Freundschaft der beiden bespöttelt und ihr ein böses Ende prophezeit hatte, würde sagen: "Aha! Da haben wir es!" Und nicht zu vergessen, auch Christus, der Herr selber, würde es sehen und sagen: "Nanu! Sonst war es geradezu eine Freude, hier vorbeizukommen. Habe ich ihnen etwas getan, daß sie mich so links liegen lassen?"

Ja, doch, so ähnlich würde es sein!

Es war ein schöner Nachmittag. Große, festlich weiße Wolken segelten über den Himmel. Überall wurden Sträucher und Blumen herangeschleppt, Fahnen und Wimpel befestigt, Blumenteppiche ausgebreitet. Denn morgen war Fronleichnam. Da der Herr so feierlich durch die Straßen kam, sollte alle Welt sehen, daß die Leute der Michaelspfarre zu Ihm standen und ihren Glauben vor aller Welt bekannten.

Frau Brands ging immer wieder ins Wohnzimmer, das an der Straße lag, und sah hinaus. Aber von Frau Möller war nichts zu sehen. Frau Möller tat dasselbe. Sie stand hinter den Stors und wartete, ob nicht vielleicht Frau Brands . . . Und wirklich! Nach etwa zwei Stunden kam jetzt Frau Brands mit einem Putzeimer voll schäumender Seifenlauge und machte sich daran, das Kreuz und das Bildnis des Herrn vom Staub der Straße zu reinigen.

Frau Möller ging im Zimmer auf und ab und hin und her. Dann — es hatte eine Weile gewährt — ging sie mit resoluten Schritten beiden großen, schönen Vasen, die sonst immer zur Rechten und Linken des Gekreuzigten gestanden, und mit den beiden Vasen in ihren Händen schritt sie jetzt hinaus in den kleinen Vorgarten. Ihr Herz jagte, und es war ihr, als schnürte ihr etwas die Kehle zu, da sie jetzt an das Kreuz heranging. Frau Brand sagte nichts. Sie rieb und putzte an dem Kreuzesbalken mit einem Eifer, der sie alles andere, auch die Frau Möller, übersehen ließ. Gerade war sie dabei, das kleine Schild, das zu Füßen des Kreuzes angebracht war, zu säubern. Plötzlich wurde die geschäftige Hand von Frau Brands langsam und verhalten, so als fürchte sie die Worte, die in alter, erblindeter Goldschrift da standen und jetzt unter ihren Händen wieder lebendig wurden: Denn da stand: "Wer mich liebt . . ." Frau Brands hielt in ihrer Arbeit inne. Für eine Weile standen beide jetzt still und reglos, und keine wußte, wohin sie blikken und was sie tun sollte.

"Soll ich Sie mal ablösen, Frau Brands?" fragte da mit einer vorsichtigen Stimme Frau Möller.

"Ja, bitte. Das wäre schön!" sagte Frau Brands und reichte der andern, ohne sie anzublicken, das Scheuertuch. Frau Möller putzte weiter, und jetzt kam auch die andere Hälfte der Zeile zum Vorschein: ". . . der liebt auch den Nächsten."

Frau Möller stand und wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Und gerade in diesem Augenblick trat die Sonne aus einer Wolkenwand hervor und legte das Kreuz in ihr volles, strahlendes Licht. Die erblaßte Goldschrift zu Füßen des Gekreuzigten begann leise zu leuchten. "Wer mich liebt, der liebt auch den Nächsten."

Die beiden Frauen taten einen Schritt zurück und blickten zu dem Kreuz. Es war, als sähen sie es zum ersten Male. Die Wundmale an den Händen und Füßen, die Seitenwunde des Herrn und Sein Antlitz, in Demut und Ergebung gesenkt, in Schmerz getaucht und in Liebe leuchtend. Und dann die Worte auf dem kleinen Schild.

"Ich habe noch nie gewußt, wie schön und ergreifend das Kreuz ist", meinte da Frau Brands.

"Ja. Und das Birkengrün ist auch noch nicht da. Eigentlich sollten wir zuerst die Birken heranschaffen. Meinen Sie nicht auch?" Frau Möller nickte. Sie blickten einander an, ein wenig zögernd und bang. Ihre Blicke wurden langsam hell. Um ihre Lippen zuckte es unmerklich und der bittere Zug glitt langsam aus ihrem Gesicht. Sie lächelten.

"Kommen Sie, Frau Möller, wir müssen uns beeilen."

Es wurde ihr schönster Fronleichnamstag. Das Wegkreuz stand in Blumen und Birken, mit brennenden Kerzen an den Seiten. Und — was mehr war: in ihren Herzen war es wieder hell, als sei ein ganz neues, strahlendes Licht aufgegangen. Sie hatten einen seltsamen Weg hinter sich. Einen Weg, der sich an dem Mülleimer mit seinem Unrat getrennt hatte und der sich beim Kreuz wiedergefunden.

Und — nicht wahr? — das ist ein Weg, den mancher geht. Es muß nicht gerade der Unrat eines Mülleimers sein. –

Die Weltausstellung und der Mensch

von Dr. Nahm, Staatssekretär

Brüssel soll keine Industriemesse sein. Als Thema ist das menschliche Thema aufgegeben. Das hat Höhen und Tiefen, Freud und Leid, Guttat und Schuld. Wer aber hält sich an das Thema?

Die Riesenmontagehalle der Sowjetunion macht die Brüderschaft Nationalsozialismus-Bolschewismus deutlich. Monumentalfiguren heroischer Kraftmeierei, wie sie Hitlers Leibbildhauer Thorak fabrizierte; glänzende Kraft-durch-Freude-Bilder, Saffagen von angeblichen Volksbädern der Krim und hochherrschaftlichen Winterkurorten. Alles unaufhörlich überrieselt von Liedern und Märschen, die aus dem Repertoire der Hitlerjugend entnommen sein könnten. Natürlich ein Modell von Sputnik II und Riesenflugzeugen. Ein amerikanisch aussehender Luxusstraßenkreuzer mit acht Zylindern, medizinisch-technische Geräte, Ikonen und Bilder vom klassischen Ballett. — Soweit die Propaganda. Dann beginnt das Warenhaus. Felle, Teppiche, Stoffe, Kleider auf Puppen, Glaswaren, Keramik, Lebensmittel, Souvenirs. Allenthalben eine schlechte Nachahmung der Moden und Bräuche des so verdammten Westens. Auf Schritt und Tritt ein stellenweise rührender Wiederaufguß der im Westen sterbenden Gips- und Nippesepoche. Sehnsucht nach dem Lebensstil des bekämpften "Bürgerlichen." Nichts vom russischen Menschen. Maschine, Produktion, Verherrlichung der Materie. — Für den Westen geschminkter, sacharingesüßter Materialismus — drohend, lockend, verschleiernd, billige Surrogate bietend. Die Seele ist offiziell beseitigt. Damit ist der Mensch in der Masse versunken, die wie eine Maschine von einem zentralen Schaltbrett gesteuert wird.

Und die Amerikaner? Apfelbäume und springende Wasser vor einem Rundbau. Der Mittelteil überwölbt einen natürlichen See und herrliche alte Bäume. Mitten drin Treppe und Laufsteg einer fortwährenden Modeschau. Elektronen, Atom, Rundkino, Technik, Forschung. Alles groß, mitunter atemberaubend. Nicht protzend, sondern sachlich, ehrlich. Kein modernes Luxusauto, sondern der erste Ford. Ja sogar ein alter Karusselgaul mit Spiegelscherben in der Schabracke. Sehnsucht nach einer verlorenen Zeit der Beschaulichkeit? Aber der Mensch und sein Leben? Doch, da ist in all dem Erregenden, neben der Maschine, die sogar Fragen nach kleineren Ereignissen der Geschichte exakt schriftlich beantwortet, ein Raum der Besinnung. Man kann sich niedersetzen und hört klassische Musik oder Spirituals. Der Einzelpersönlichkeit ist Rechnung getragen. Der Materialismus ist nicht auf den Staat, nicht auf den Parteiapparat oder die Masse, sondern auf den einzelnen bezogen. Wo aber bleibt die Aussage über den Menschen? Auch der humanitäre Materialismus des amerikanischen Pavillons gibt keine Antwort auf das Thema der Brüsseler Ausstellung.

Auf einer Industrie- und Verkaufsmesse hätte die Kirche nichts zu bieten gehabt. In der Darstellung des menschlichen Lebens hat sie viel zu sagen und sie sagt es auch. Und zwar kühn und trefflich — sicher verankert in der großen Vergangenheit und — ich möchte sagen — überraschend avantgardistisch in die Zukunft wirkend. Der vatikanische Pavillon hat als einziger den Mut, auch die Not des Menschen, also die zwei Seiten des Lebens darzustellen. Aus meisterlichen Photographien sprechen die Augen von Verfolgten, Verleumdeten, Verzweifelten, Hilfesuchenden aller Farben und Zonen. Niemand kann sich diesen Augen entziehen. Hat der Besucher die Hölle der klagenden Augen und Gebärden, dieser Opfer gottabgewandten, tötenden Hasses durchschritten, steht er vor einem erlösenden, die ganze Wand belebenden Fresko: Der Mensch im Licht, in der Freiheit, in der Geborgenheit in Gott! Damit ist das Leitmotiv für alle übrigen Teile des Pavillons gegeben — für die weite Kirche, für die an die fortdauernde Verfolgung mahnende Sakramentskapelle, für die mannigfachen Darstellungen bergender Liebe, in Gott geborener und zu Gott lenkender Kunstwerke. Welcher Stoff auch immer Verwendung fand, welcher Stil oder Zeitpunkt ein Bild formt: immer ist die Materie überwunden, durchgeistigt, auf die große Idee ausgerichtet, die den ganzen Pavillon belebt: der Mensch ist ein Kind Gottes. Er ist in Gottes Hand geborgen, in seiner Persönlichkeit behütet und dennoch in die Gemeinschaft gebettet; das Licht leuchtet ihm immer, wenn er es nicht selber löscht.

Es gibt größere und prächtigere Ausstellungshallen als jene des Vatikans. Aber in der Überzeugungskraft des Geistigen und in der liebenden Bekenntnis zum Menschen ist die Kirche der Sieger von Brüssel. –

Ein Volk hat den Film, den es verdient. Wenn es keine Interessenten für den schlechten Film gäbe, dann hätten wir auch keine solchen zweifelhaften Filme. Dann würde die Herstellung solcher Streifen von selbst aufhören. Darum sage ich Euch: Ihr seid für die guten und die schlechten Filme in unseren Kinos verantwortlich! Ihr könnt Euer Gewissen nicht dehnen, wie Ihr wollt. Die Katholiken haben nicht genügend Disziplin gezeigt und dennoch Filme, die als "abzulehnen" bezeichnet wurden, besucht. Klerus und Katholische Aktion müssen in dieser Richtung vermehrt arbeiten.

Ein französischer Bischof
in seinem Hirtenbrief

* * *

Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige.
Geh. Offb. 1,18

Harry völlig verwandelt

Wir haben in unserer Bekanntschaft einen jungen Mann, ich möchte ihn Harry nennen, der war urplötzlich völlig verwandelt. Am Tage zuvor hatte er sich noch ganz normal gekleidet und so dahergeredet, wie junge Männer das zu tun pflegen. Und nun war er, ohne jede Vorwarnung, ein ganz anderer geworden.

Es begann damit, daß Harry sich nicht mehr rasierte. Seine Eltern ahnten zunächst nicht, daß die Stoppeln im Antlitz ihres Sohnes etwa weltanschaulicher Düngung zu verdanken seien. "Hast du kein Geld für Rasierklingen?" fragte der Vater. "Oder ist dein Apparat entzwei?" Harry atmete schwer. "Weder — noch", bequemte er sich schließlich zu antworten. "Sondern?" fragte der Vater. "Du kannst doch unmöglich . . ." Harry lächelte überlegen. "Ich kann. Ich tue es eben."

"Du machst dich zum Gespött der Leute", gab die Mutter zu bedenken.

"Wenn ich das schon höre! Die Leute! Die Leute!" rief er aus. "Ich kann diese rasierten, glatten bürgerlichen Gesichter nicht mehr sehen, aber ihr versteht das nicht.

Die Eltern starrten ihren unrasierten Sohn erst sprachlos an, dann lächelten sie, der Vater lachte sogar und sagte etwas von "Kinderkrankheiten". Im übrigen ließen sie ihres Sohnes Bart gelassen wachsen.

Als ich Harry etwa eine Woche nach dieser interfamiliären Auseinandersetzung traf, hatte er bereits ganz schöne Zotteln. Sie gerieten ihm beim Sprechen unversehens zwischen die Lippen, und das war recht komisch. Zudem war Harry sehr unzulänglich gekämmt, trug eine zerknautschte Samthose, einen Pullover mit Rollkragen und eine Brille mit breitem, dunklem Rand.

"Nanu, Harry", sagte ich, "seit wann trägst du denn eine Brille?" Harry überhörte meine Frage, statt dessen bat er mich um eine Zigarette. Ich gab sie ihm und wollte wissen, seit wann er denn unter die Raucher gegangen sei. Harry rauchte die Zigarette hastig an, verschluckte sich dabei und mußte heftig husten. Ich ließ ihn sich aushusten, dann fragte ich: "Was ist eigentlich mit dir los, Harry? Du bist ja völlig verändert." Harry klärte seine Kehle endgültig, wischte sich die Zotteln aus seinem Mund und antwortete: "Ich bin jetzt Existentialist."

"Sehr schön", sagte ich. "Ist das ein Beruf? Oder was?"

"Eine Weltanschauung", antwortete Harry selbstbewußt. "Die Weltanschauung. Aber das ist vielleicht zu hoch für Sie."

"Möglich", gab ich zu, "aber ich lerne gern noch etwas dazu. Kannst du mir nicht ein bißchen Nachhilfeunterricht erteilen? Erkläre mir doch mal . . ." Harry nickte großmütig. "Ganz einfach! Wir sind gegen . . ."

"Gegen?" fragte ich. "Eine Weltanschauung gegen? Gegen was denn?"

"Gegen alles!" sagte Harry stolz. Gegen Bürgerlichkeit gegen den Staat, gegen Überlieferung, Zwang, Vaterland, vor allem gegen die Bürgerlichkeit. Wir verachten die Bürger und ihren Besitz und den ganzen Klimbim. Begreifen Sie?" Ich nickte mit einiger Zurückhaltung und fragte dann: "Und wofür seid ihr?" Harry blickte ein wenig ratlos. "Wofür? Ich weiß nicht so genau wofür . . ." Aber dann hatte er eine Erleuchtung und rief triumphierend aus: "Für gar nichts! Jawohl, für gar nichts! Das einzig Wahre ist nämlich das Nichts! Haben Sie noch eine Zigarette?" Ich hatte noch eine und gab sie ihm, doch konnte ich mir nicht verkneifen, dabei zu bemerken: "Ein Glück nur, daß die Zigarette mit Tabak und nicht mit dem wahren Nichts gestopft ist. Sonst könntest du sie nämlich kaum rauchen."

Harry paffte wild darauf los. "Das vollkommene Nichts ist das Ideal, es zu erreichen, ist unser Bestreben. Es gelingt uns nicht immer, aber das ist Ihnen wohl zu hoch?" Ich gab es zu und sagte dann: "Ich soll dich übrigens von Christa grüßen." Christa war unsere hübscheste Nichte, ein Mädchen mit einer kleinen Zuneigung für Harry.

Harry schnob verächtlich durch die Nase. "Danke", sagte er kurz. "Christa interessiert dich wohl nicht mehr?" fragte ich. "Sie sind vielleicht gut!" entgegnete Harry. "Ein so durch und durch bürgerliches Mädchen, mit primitiven Ansichten über Liebe und so . . ." Er streckte eine Hand aus, wohl um anzudeuten, wie weit er solche Ansichten von sich weise. "Kommt nicht in Frage für mich, die Christa. Unsere Existentialistenmädchen, ja, die . . ."

Ein paar Wochen später war Harry bei uns. Er hatte nun einen prächtigen Kinnbart. Christine war ebenfalls da, jung, hübsch, glatt, rosig und in einem völlig bürgerlichen Aufzuge.

"Schrecklich, so ein primitiv normales Mädchen, nicht wahr?" fragte ich Harry. Aber Harry stimmte mir nicht zu. "Ach, wissen Sie", seufzte er tief, "eigentlich ist die Christa doch sehr nett . . ."

"Nanu", meinte ich, "neulich warst du ganz anderer Meinung."

"Neulich!" sagte Harry ungeduldig. "Ich habe sie über, diese Existentialistenmädchen. Sehen aus wie Eulen mit ihren Brillen und sind kurz geschoren wie Jungens und tragen nur Hosen . . . Wenn sie noch 'nen Bart hätten, wären sie von uns kaum zu unterscheiden. Nee, ein Mädchen, das nicht aussehen will wie ein Mädchen . . ." Er blickte zu Christa hinüber und flüsterte: "Ob sie mich noch für voll nimmt?"

"Mit dem Bart?" zweifelte ich. "Und mit deinem sonstigen Gehabe?"

"Wenn weiter nichts ist", sagte Harry. "Das . . . das Gehabe war sowieso nicht echt. Und der Bart? Ich könnte doch . . . Wenn es sein muß sofort!"

"Nimm meinen Rasierapparat", sagte ich. "Im Badezimmer auf dem Medizinschränkchen." Harry sprang auf und enteilte. Als er zurückkam, war er fast der alte Harry. Er aß mit ungeheurem Appetit. "War ja alles Quatsch", sagte er, und es klang sehr überzeugend. Denn er sagte es mit vollem Munde. – H. RN.

Ein Opfer des Beichtstuhles

von Adolf Innerkofler

3. Fortsetzung

Und er begann ein eingehendes Kreuzverhör mit Nentwich, stellte ihm Querfragen, die ihn verwirren mußten und da auch Drohungen strengerer Bestrafung der Flucht unterliefen, fiel der arme, aufgeregte Soldat wieder in Mutlosigkeit und sagte: "I nu ja, eine solche Frage habe ich schon getan und der Pater hat auch so geantwortet, doch will ich es nicht sagen," sogleich raffte er sich aber wieder auf: "Nein, nein, es ist nicht wahr, er hat mir diese Antwort im Beichtstuhl nicht gegeben!".

Nun sprang aber auch der hagere Artilleriehauptmann v. Traubenthal auf und stieß den Sessel polternd zurück. "Da schlag aber doch das Donnerwetter drein mit zwanzigtausend Haubitzen und zehntausend Kanonen! So ein Feigling! Weil nun der Geistliche da vor ihm steht, fürchtet er sich und wagt nimmer offen das zu sagen, was er zuerst gesagt hat. Schäm dich! Eine solche Schande darf doch nicht das Protokoll über einen Soldaten schänden. Da bin ich ganz und gar dagegen, daß dies protokolliert wird!"

Pater Andreas sah schmerzlich bewegt auf den Sprecher. Herrschte nicht da einen Gesinnung, die ihn um jeden Preis schuldig haben wollte? Seine frohe Zuversicht wich wieder einer tiefen Bangigkeit. Eine andere Wirkung hatte es wieder bei Nentwich. Der Feigheitsvorwurf stachelte ihn zu kräftiger Widerrede auf; kalt und ruhig und fast mit einem spöttischen Lächeln erwiderte er: "Ob es die Herren zu Protokoll nehmen oder nicht, kann mir ja gleichgültig sein; das ist die Sache. Ich kann nur das eine sagen: ich habe den hochwürdigen Herrn um nichts derartiges gefragt und er hat mir auch keine solche Antwort gegeben!"

Wieder sah ihn Pater Andreas freudig und dankbar an; er hatte aufmerksam zugehört und heimlich gezählt: viermal schon hatte nun Nentwich im Laufe des langen Verhöres den gleichen Widerruf seiner ersten Aussage getan! Und noch eine Freude sollte er erleben: nach kurzem Besinnen erklärte Josephi: "Zu Protokoll muß es genommen werden, das fordert schon die Objektivität," und er nahm rasch selbst die breite Kielfeder des Sekretärs in die Hand und schrieb mit kurzen, markigen Sätzen auch diese Wendung des Verhöres in den Akt. Aber auch Chambaud machte sich mit dem vor ihm liegenden Schreibzeug zu schaffen, schrieb das Hauptsächliche nieder mit der Bemerkung:

"Gut, so melde ich auch der Militärbehörde von der Feigheit dieses Deserteurs!"

Schlagfertig gab Nentwich zurück: "Die Wahrheit zu sagen ist doch keine Feigheit!"

"Ja, es kommt nur darauf an, wann du die Wahrheit gesagt hast, ob jetzt oder früher!"

Josephi schnitt den Wortwechsel ab und erhob sich; er las Nentwich das Protokoll vor: "Ist es so? Oder ist es nicht so?" fragte er dann.

"Ja, es ist schon so," bemerkte Nentwich, "ich gebe es ja zu, daß ich mich vor dem geistlichen Herrn fürchtete, wie er hereinkam, wenn er auch ganz lieb dreinschaut!" Lächelnd blickte er zu Pater Andreas hin. "Ich habe aber auch bloß in der Hoffnung, dann weniger gestraft zu werden, ihn beschuldigt gehabt. Ich habe ihm eben gar keine solche Frage gestellt und er hat mir auch keine solche Antwort gegeben."

"Kannst du das beeiden?" fragte Josephi.

"Ja, das kann ich beeiden!' erwiderte Nentwich fest.

"Gut," sprach Josephi und setzte sich. "Dieser Gefangene mag abgeführt werden!"

Nentwich wendete sich um und sah dabei dem Pater Andreas offen und frei ins Gesicht, dann schritt er hinaus, gefolgt von zwei Wachsoldaten.

Pater Andreas war voll des dankbaren Herzensjubels. So war sein Gebet doch erhört! So hatte ihn seine Hoffnung doch nicht getäuscht! Wie wird sich Bruden Augustin, wie werden sich die Studentlein, ja alle rechtschaffenen Glatzer freuen! Denn er war doch glänzend gerechtfertigt. Fünfmal hatte Nentwich widerrufen und sogar mit einem Eide wollte er seinen Widerruf bestätigen! Pater Andreas sah sich schon frei. Nun mußten sie ihn doch fortlassen.

4. Enttäuschungen.

Als Nentwich fort war, trat Pater Andreas einen Schritt vor und sprach halblaut zu Herrn Josephi über die Schranken hinüber: "Nicht wahr, auf diese Aussage nun kann wohl auch ich gehen, und zwar nach Hause? Gerade heute haben wir viel zu tun und morgen ist doch Festtag, der Geburtstag der Gottesmutter!"

Josephi stand einen Augenblick ruhig, dann sagte er: "Ja, man könnte die Untersuchung abschließen, und zwar als ergebnislos. Doch wage ich es noch nicht ohne Rücksprache mit dem Herrn Gouverneur, der nun auch einmal da ist in der Stadt. Daher bitte ich um Geduld und sich vorläufig in die zugewiesene

Zelle zu verfügen. Ich werde alles tun, Ihnen eine recht baldige Entscheidung zu vermitteln."

Dies war wohl ein kleiner Platzregen in die hoffnungsvolle Freudigkeit der kindlichen Seele des Paters Andreas. Er verneigte sich und folgte still den Soldaten zurück ins Gefängnis. Diesmal mußte er auf Umwegen durch verborgene Seitengäßchen; man vermied es wohl ihn vor dem Volke zu zeigen.

Wieder knirschte der Schlüssel hinter ihm. Wieder war er in der bereits abendlich dämmerigen Zelle allein. Er warf sic hauf die Knie und dämpfte die pochende Ungeduld seines Herzens mit dem Gebete:

"Herr, ich will leiden,
Was du willst,
Wie lange du willst,
Und wo du willst;
Steh mir bei in deiner Huld
Und gib mir Stärke und Geduld!"

Und wirklich fühlte er sich ruhiger. Ja, ihm kamen auch wieder allerlei musikalische Gedanken; hätte er Papier und Tinte gehabt, er hätte diese Gebetsverse komponiert, wie er so manche andere Lieder schon vertont hatte; ein Trostlied müßte es werden für so viele bedrückte Seelen. So war er auch selbst wieder ganz ruhig geworden, er griff zum Zinnbecher, nun hatter er eine Idee. Er begann als erstes Bildchen eine Miniaturdarstellung seines eben überstandenen Verhöres mit der Schnallenspitze auf die glatte Zinnfläche einzuritzen. Die Arbeit nahm ihn ganz gefangen. Doch ging indessen auch ein leises Hoffen und Wünschen und Vermuten durch seine Seele: jetzt und jezt werde ein Bote kommen und ihm die Freiheit bringen; er malte sich's aus: vielleicht käme sogar sein Bruder dahergestürmt und brächte die Freudenbotschaft.

Aber — immer dunkler wurde es und dunkler; der Abend kam, Botschaft kam keine. Ein kärgliches Essen ward ihm hereingeschoben. Er sah immer klarer: so müßte er denn eine zweite Nacht im Gefängnis verbringen!

*

Ach, es wurde bald ein zweiter Tag und ein dritter, ein vierter!

Ja, was war denn da vorgegangen?

Josephi hatte alsbald nach dem Verhör sein Protokoll dem gestrengen Herrn von Fouqué vorgelegt und sein Vorhaben bekundet den Geistlichen freizulassen. Doch in gewohnter Art hatte der Gouverneur erklärt: "Das pressiert doch nicht. Wir wollen es uns erst noch gut überlegen! Da muß ich auch noch die Militärexperten befragen!" Doch am nächsten Tage schon berief er Josephi zu sich. Er legte ihm das Untersuchungsprotokoll vor, zugleich mit den Aufzeichnungen der milittärischen Beisitzer und fragte kurzweg: "So sagen Sie mir, Herr Bürgermeister, welches Urteil würden Sie fällen auf diese Ergebnisse?"

Josephi sah den General scharf an: "Exzellenz, nach allen juridischen Begriffen ist der geistliche Herr freizusprechen. Denn, daß der Ausreißer einfach gelogen hat mit seiner Anschuldigung, ist jedem unbefangenen Beurteiler klar."

Fouqué wurde rot vor Zorn und zerkaute die Spitze seines Schnurrbartes. Doch gewandt hielt er sich: "Ah! Ah! — Ein solches Urteil, wo derartige Beichtstuhlgeschichten von allen, die auf militärische Zucht halten, schon lange geahnt und vermutet werden! Wo es uns wahrhaftig sehr daran liegen wird, endlich einmal ein Exempel zu statuieren, daß diese Dinge aufhören!"

Josephi zuckte die Achseln: "Trotz allem, Gerechtigkeit muß sein! Will man aber schon ein abschreckendes Beispiel auf bloßen Verdacht hin aufstellen, so beantrage ich folgendes Urteil: "Der Denuntiatus (Beschuldigte) ist wegen fehlenden Beweises und Geständnisses mit Suspension vom Beichtstuhl und Arrest *durante bello* (während der Kriegsdauer) zu bestrafen." Es war ihm sichtlich schwer gefallen, auch einen solchen harten Urteilsspruch vorzuschlagen. Herr Josephi kannte aber den tigerhaften Sinn des Franzosen; so glaubte er ihn vielleicht doch in etwas zu beruhigen. Doch kalt lachte Fouqué auf: Sie sind wahrhaftig ein barmherziger Richter! Hängen soll die Kanallie!"

Steif verbeugte sich der Bürgermeister und ging ohne ein Wort zu sagen.

*

Noch am selben Tage schickte der Gouverneur eine Stafette nach Breslau zu Minister v. Schlabrendorf. Im Briefe, den er mitgab, schilderte er das Vorgefallene und bat um einen Richter, der durchzugreifen vermöchte. Der sonst so klarsehende v. Schlabrendorf hatte sich leider schon lange eine wahre Gespensterseherei betreffs der katholischen Geistlichkeit angeeignet. In seinem Antwortschreiben bekräftigte er Fouqués Auffassung und fügte bei: Selbst dem Könige habe er bei Erwägung der vielen Desertionen im Heere und sonstiger Widersetzlichkeiten unter den Katholiken des seit 1741 annektierten Schlesierlandes und nach genauer Beobachtung schreiben müssen: "Daß ich vollständig überzeugt bin, daß derartige Verbrechen (im Beichtstuhle) wiederholt begangen worden seien. So hatte sich auch schon im August dieses Jahres der Kasus ereignet, daß ein aus Neisse geflüchteter Soldat vom Blankenseeschen Regiment, nachdem man seiner wieder habhaft geworden, in dem über ihn abgehaltenen Verhör ausdrücklich ausgesaget, daß der Dominikanerpater Jordan, als er bei ihm gebeichtet und ihm seine vorhabende Flucht geoffenbaret, ihm solches nicht nur nicht abgeraten, sondern ihn vielmehr mit den Worten in seinem Vorsatz bestärket, daß er der Königin von Ungarn ebensogut als dem Brandenburger, welcher ohnedem ein Ketzer sei, dienen könne, — wie Eure Majestät (so schrieb ich dem Könige) solches, und daß der Pfaffe die Tat selbst eingestanden habe, aus dem von dem Generalmajor v. Kleist vermutlich schon eingesandten Verhör des mehreren . . . ersehen haben werden. Ich habe mich nicht dispensieren können, den König selbst zu bitten, diesen Pfaffen mit der im Edikt sowohl als im bischöflichen Hirtenbriefe angedrohten Strafe des Stranges um so mehr . . . belegen und deshalb an den Generalmajor v. Kleist die nötige Order ergehen lassen, als Eure Majestät sich gewiß versichert halten können, daß unter tausend

Geistlichen, vom ersten bis zum letzten, nicht einer ist, welcher einen treuen Blutstropfen gegen Eure Majestät bei sich führet, auch überhaupt die Notwendigkeit fordert, daß, da dieses der erste Kasus, wo das Faktum ins Licht gesetzt und von dem Verbrecher selbst eingestanden worden, ein Exempel statuiert werde." So habe ich dem Könige geschrieben. Und ein ähnlicher Fall ist nun auch der des Andreas Faulhaber. Wozu haben wir scharfe Edikte ausgedacht, wenn wir sie nicht durchführen wollen? Ich erinnere an die Eurer Exzellenz gewiß gut bekannte Verordnung: "Daß der- oder diejenige, welche einen Soldaten pflichtvergessenerweise zur Flucht verleiten oder einen Deserteur, er habe wirklich in Reih und Glied gestanden oder auch nur als Knecht, es sei bei der Infanterie, Kavallerie, Dragonern, Husaren, Artillerie oder dem Proviantttrain gedienet, wissentlich bei sich dulden usw., ohne Unterschied der Person, sie sei geistlichen oder weltlichen Standes, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder andere Verwandte, insbesondere auch die Schultz und Gerichte in den Dörfern . . . ohne weitläufigen Prozeß, ohne Gnade und ohne Zulassung eines Geistlichen neben dem Deserteur aufgehenket, auch wenn gleich solches vor der Hand verschwiegen bliebe und erst nach geendigtem Kriege bekannt würde, dennoch diese Strafe auch alsdann stattfinden und an denen Kontra venienten (Verbrechen) vollzogen werden solle." Sie kennen dieses Edikt, Herr General. Dünkt es Sie grausam? Ja, grausam ist es. Doch was konnte ich anderes ersinnen, um die Axt endlich an die Wurzel zu legen? Man kann bei sotanen Dingen nicht streng genug sein, auf daß eine heilsame Furcht entstehe. Zwar wird ja auch der Befehl, den ich beim Könige am 30. August des Jahres erwirkte und der da lautet: "Daß fortan für jede Garnison nur ein vom Fürstbischofe einzusetzender, vertrauenswürdiger Geistlicher die Beichte der katholischen Soldaten zu hören befugt sein solle," etzliches zustande bringen; doch kann man nach wie vor nicht streng genug sein, teils um vergangene Verbrechen zu sühnen, teils um durch heilsame Furcht vor neuen abzuschrecken, denn noch am 3. September habe ich Seiner Majestät dem Könige schreiben müssen: "Daß alle hiesigen Katholiken, sonderlich aber alle Geistlichen vom Bischofe bis zum geringsten Kaplan herab, keinen sehnlicheren Wunsch hegten, als daß der Krieg zu des Königs Nachteil ausschlüge und das Haus Österreich das Land wieder gewinne." Ich habe meinen königlichen Herrn geradezu gedrängt, die äußerste Strenge anzuwenden, Exzempel zu statuieren, verräterische Geistliche ohne weiteres hängen zu lassen." Sie kennen also meine Ansicht und *intentionem, mon cher General,* und ich bekenne offen, daß Sie mir auf ganz richtiger Fährte zu sein bedunken. Annoch ermangelnde Beweise und vielleicht sogar ein Geständnis werden sich noch finden lassen. Es bedarf nur eines weniger toleranten Inquisitors (Untersuchungsrichters) und da lenke ich das Augenmerk Eurer Exzellenz auf einen *ad hunc actum* (für diesen Prozeß) *expresse* zu vereidenden Inquisitor, und zwar auf den Steuereinnehmer Schulz, der schon beim Stechowschen Dragonerregiment Auditeur (Untersuchungsrichter) gewesen ist. Ich kenne seine Findigkeit und rücksichtslose Schneidigkeit."

Als Fouqué diesen Brief v. Schlabrendorf las, saß er in seinem Salon und neben ihm in einem Lehnstuhl, Pfeife rauchend und mit der Reitpeitsche die große, schlanke weißscheckige Jagdrüde neckend, sein Sohn Fritz, das zweitälteste seiner Kinder. Über das sonst todernste Gesicht des Generals huschte ein Lächeln, je weiter er im langen Schreiben des Ministers las, und zuletzt warf er mit kurzem Auflachen den Brief vor sich auf den Tisch hin und sich klatschend auf den Schenkel klopfend rief er: "Na also, da wird die Chose (Sache) doch noch Füße bekommen!", und nach der Klingel greifend, schellte er dem Kammerdiener. Fritz, ein langer, etwas roh dreinschauender Bengel von 17 Jahren, dem das Soldatenkleid etwas noch Rücksichtsloseres gab, fragte lachend: "Von Schabrendorf schreibt dir wohl recht Angenehmes, *mon cher Papa?* Denn es ist schon recht selten, daß man dich einmal vergnügt sieht!"

Der Vater General knurrte etwas und stand auf, indem er mit weiten Schritten im Salon auf und ab zu gehen begann; mit einem stummen Winke wies er auf den am Tisch liegenden Brief. Rasch griff der Sohn darnach und las ihn.

Indessen kam der Diener herein.

"Exzellenz befehlen?"

"Man hole mir sofort den Steuereinnehmer Schulz!"

Zu Befehl!" und der Lakei war lautlos wieder verschwunden.

Der General blieb nun vor dem Sohne stehen und beobachtete die Wirkung, die das Lesen des Briefes auf diesen ausübte. Der legte das Schreiben wieder hin und sagte: "Na, das is man gut! Weißt du, *mon cher père* (mein lieber Vater), eines bedaure ich?"

"Was?"

"Daß meine Muter schon tot ist!"

"Aber, das ist doch selbstverständlich! Wie müßten wir nicht immerfort den Tod der guten Frau bedauern? Doch warum sagst du dies gerade zum instruktiven Briefe des Herrn Ministers?"

Fast roh lachte der derbe Soldatensohn auf und gab der Rüde einen Schlag mit der Gerte, daß der Hund leise aufwinselte und sich unter den Tisch verkroch: "Weißt du nimmer, Papa, wie die Mamma sagte: Sie wünschte endlich einmal einen katholischen Pfaffen am Galgen zu sehen? Nun wird es wohl dazu kommen. Doch Mama lebt nimmer!"

Den immer noch französische Grazie gewohnten General störte sichtlich diese rohe Äußerung seines Sohnes; auffahrend sagte er: "Aber, aber, wie magst du solche Scherze wagen? — Bei aller Animosität (Abneigung), die man wohl berechtigterweise in der Seele trägt, darf man doch nie die Form vergessen. Wenn die Leute hierzulande eine solche Äußerung hören, stehen wir bald im Geruche der Nerone und Diokletiane. — Keine Roheit, mein Sohn! Vergiß nicht, daß Franzosenblut in deinen Adern ist! — Du hast mir schon Verdruß und Unannehmlichkeiten genug bereitet, wie du vor einigen Jahren beim Fronleichnamsumgang die Katholiken ärger-

test und dich vor den Evangelienaltären wie ein Bauer herumgelümmelt hast. Weißt du's noch?"

Der Sohn tat einen leisen Pfiff, und mit der Gerte einen Lufthieb machend, sah er dem Vater keck in die strengen, zornfunkelnden Augen. 'Aber, *mon chere papa!*" lachte er, "das sind doch schon längst vergangene Chosen. — Und wenn mir römischer Firlefanz verhaßt ist und ich die papistischen Pfaffen nicht schmecken kann, wirst du es mir wohl am wenigsten verargen. Du hast doch selbst mit unterschiedlichen Geistlichen wahrhaftig keine Seide gesponnen und mit den hiesigen Jesuiten schon gar nicht. Hahaha! Die hast du ja heuer nach ordentlicher Brandschatzung sogar aus der Stadt nach Schweidnitz verbannt, und zwar *durante bello*, auf Kriegsdauer, wie ihr zu sagen pflegt!"

Damit stand der Sohn auf und lachte dem Vater ins Gesicht; der aber war rot geworden vor Zorn. "Misch dich nicht ein in Dinge der Staats- und Kriegsräson (Angelegenheit), die du nicht verstehst! Wahr ist es, daß ich katholische Geistliche nicht leiden kann und Jesuiten schon gar nicht. — Aber was weißt du, der du schon von Geburt aus dein sicheres Heim hast, wie sehr ich dazu berechtigt bin? — Die herrlichen Güter, die wir in Frankreich hatten! Die angesehene Stellung, die unsere Familie einnahm! Und mit einem Schlage alles verloren: Vaterland, Schlösser und Wälder und Felder, Würden und Amt! Ins Exil (in die Verbannung) mußte mein Vater Karl Freiherr de la Motte-Fouqué ziehen, mußte alles zurücklassen. 1684 ist es gewesen. Es war nur gut, daß er noch einige Güter im Haag hatte, auf denen er verbleiben konnte. Wie oft hat er, mein herrlicher Vater, dein Großvater, zähneknirschend davon erzählt! Und warum hat er, der evangelische Grandseigneur (hohe Herr), auswandern müssen? Weil das Edikt von Nantes aufgehoben worden war. — Wer aber hat den Sonnenkönig, wer hat Ludwig XIV. zu dieser unglückseligen Aufhebung gebracht? Alle Welt weiß es: die Pfaffen waren es, allen voran die Jesuiten! — Du, so etwas vergißt man nie mehr! Selbst deine Großmutter, mein Junge, meine hochfeine grundedle Frau Mutter, Susanne v. Robillard, wurde still und stumm und bleich vor Zorn, wenn sie solcher Geistlichen, besonders aber, wenn sie der Jesuiten ansichtig wurde oder von ihnen hörte. —"

"Und da wunderst du dich, wenn auch ich einen Teil von diesem Familienerbe im Blute habe?" fiel der Sohn dem General sarkastisch in die Rede.

"Gewiß nicht! Doch ich will, daß stets der feine Adelsstand unserer Familie gewahrt bleibe. Und dazu gehört auch absolute, strenge Gerechtigkeit!"

"Schön gesagt! Gut, gut!" versetzte fast frech der junge Soldat. "Das paßt recht gut auch zum Fall Faulhaber!"

"Du meinst?" fuhr der Freiherr zornig und fast schreiend auf; doch im Augenblicke öffnete sich die Tür und es trat geräuschlos der Diener ein: "Exzellenz, ich melde Herrn Steuereinnehmer Schulz."

Sofort war aller Zornanflug aus dem Gesichte des Freiherrn verschwunden und hatte einer vornehmfreundlichen Kühle Platz gemacht. Mit vielen Bücklingen trat Herr Schulz ein. Er war ein derber, untersetzter Mann, in der gewohnten Kleidung königlicher Beamten, aus seinem roten Gesichte glotzten die Blauaugen etwas gläsern her, daß dem jungen Fouqué, der spöttisch dem Eintretenden entgegengeschaut hatte, sofort der Gedanke kam, der Mann müsse bereits viel getrunken haben.

Der General merkte davon nichts. Würdevoll und sachlich und mit militärischer Kürze legte er dem Eingetretenen den Fall dar und las ihm dann die Sätze vor, die Minister v. Schlabrendorf über seine Person geschrieben hatte.

Stolz richtete sich nun Schulz auf und nahm auch etwas von der militärischen Haltung an, die er in seiner früheren Stellung gewohnt war:

"Wie gerne ich zu Diensten stehe, Exzellenz!" sagte er freudig und mit lautem, schnarrenden, rücksichtslosen Ton preußischer Militärs, "und wie ich mich freudigst geehrt fühle durch das Vertrauen Sr. Exzellenz des Ministers v. Schlabrendorf! Der Herr weiß eben, wie es forsch zugreifen hieß als Auditeur beim Stechowschen Dragonerregiment. Da hieß es in manchen Untersuchungen oft wahre Attake reiten, denn allerlei verzwickte Kasus gab es aufzulösen! Mein ganzes Können werde ich in die Sache legen, um auch da durchzugreifen, Exzellenz." und kurz auflachend setzte er bei, "ich wette meinen Kopf, daß der Pfaffe hängen muß!"

Der junge Fouqué lachte hell auf. Der General aber fuhr unwillkürlich zusammen bei diesem letzten Satze; wenn er bei anderen derlei Rücksichtsloses hörte, stieß es ihn, daran aber, daß er selbst schon zu Josephi Gleiches gesprochen, dachte er nicht mehr; so sind eben die Menschen, besonders die Gewalttätigen. Kalt und gemessen musterte er den begeisterten Steuereinnehmer und nach der kleinen, feierlichen Pause sprach er in scharfem, leisem, doch um so eindringlicherem Tone: "Ah! Ah! Das heißt meine Intention vollständig verkennen! — Ich bin es mir und meinem König schuldig, daß auf das genaueste die Form gewahrt bleibe und die strengste Gerechtigkeit. Verstanden? — Dazu werden Sie eigens für diesen Fall vereidigt werden. — Ist der Geistliche schuldig, gut, so soll er hängen und der landesverräterischen Klerisei ein warnendes Beispiel sein; ist er nicht schuldig, nun — dann werden wir ihn auch zu behandeln wissen! — Das, bitte ich Sie, sich zu merken ein für allemal!"

"Zu Befehl!" knixte Herr Schulz und fühlte sich schier kalt begossen.

"Morgen um die dritte Stunde werden Sie sich im Gouvernementsaal einfinden und auf diese Grundsätze dem König und mir den Treueid geben!"

"Zu Befehl! Zu Befehl!"

Er war entlassen.

*

Montag war es, der 12. September, da konnte Herr Schulz zum erstenmal seines Amtes walten. Zu Beisitzern hatte er wieder die beiden vereidigten Militärauditeure, Artilleriehauptmann v. Traubenthal und Mineurleutnant v. Chambaud. Die Erinnerung des Generals bei seiner Antrittsaudienz hatte den forschen Untersuchungsrichter doch recht unsicher gemacht. Doch bald war er ruhig und sicher

geworden und sah sich auf einmal an dem offenkundig wohl allen seinen Auftraggebern erwünschten Ziele: es tat dies das Verhör, das er soeben mit Nentwich gehalten hatte. Darum konnte er es fast nicht erwarten, bis dieser abgeführt war und nun Pater Andreas, von zwei Soldaten begleitet, vor den Schranken stand.

Kalt musterte er den kleinen Geistlichen. Still und mit einer gewissen Heiterkeit im grundgütigen Gesichte hatte er sich hingestellt. Nichts an ihm verriet Unruhe, wenn er auch merklich blässer geworden war und ein Zug still ergebenen Leidens in seinem Antlitz lag.

"Warum stehen Sie hier?" fragte Herr Schulz.

Der Geistliche antwortete: "Aus Ordre, wegen fälschlicher Angabe, daß ich —"

"Was fälschliche Angabe?" fuhr Schulz ihn an und die Beisitzer nickten, "das ist ganz anders. Soeben ist Nentwich verhört worden und hat endlich die Wahrheit gesagt. Also nicht fälschliche Angabe!"

Überrascht schaute Pater Andreas auf. "Nun, ich soll gesagt haben im Beichtstuhl: das Ausreißen sei wohl eine schwere Sache, doch bei gegebener Gelegenheit sei nicht viel daran gelegen. Wenn ich sage, dies sei fälschlich behauptet, so hat doch Nentwich vor sieben Tagen ganz dasselbe gestanden!"

"O, das ist längst schon wieder alle!" triumphierte Schulz. "Man lese dem Delinquenten das Protokoll vor, das wir soeben bei Nentwichs Verhör gewonnen haben!"

Der Sekretär erhob sich und las: "Am 12. *hujus* (ds. Mts.) ist der Nentwich abermals durch von Seiner Exzellenz und dirigierenden Minister vorgeschlagenen und *ad hunc actum* (für diesen Fall) *expresse* (eigens) . . . vereideten Inquisitor . . . verhört und ihm vorgehalten worden, wie er so oft in seiner Aussage variiert (gewechselt). Er solle nun einmal die Warhheit niemand zuliebe noch zuleide bekennen."

"Also nun aufgepaßt, Herr Pater!" befahl Schulz. Der Schreiber fuhr fort:

"Hierauf erklärte Nentwich: er habe sich an dem letzten Verhör, am 6, September, dadurch versündigt, daß er sein erstes Bekenntnis widerrufen, er habe sich vor dem Geistlichen gefürchtet. Auf noch weiteres Erinnern und Zureden ins Gewissen, er solle nichts mehr sagen, als er vor Gott und der Welt verantworten könne, damit er nicht morgen widerrufe, was er heute aussage, blieb er dabei und war erbötig, nunmehr ohne Bedenken dem Pater Andreas Faulhaber ins Gesicht zu sagen, daß er ihm auf seine geschehene Frage im Beichtstuhle die Antwort gegeben: "es wäre wohl eine schwere Sache, doch habe es nicht viel auf sich."

"Nun also," hob der neue Inquisitor an, "da haben Sie gehört, was der Kronzeuge jetzt gesagt hat. Ein langes Leugnen macht die Sache nicht besser. Gestehen auch Sie!"

Mit fast kindlicher Gebärde hatte Pater Andreas, da er die nunmehrige Aussage Nentwichs hörte, die Hände zusammengeschlagen. Als er zu Worte kam, sagte er:

"Wirklich und wahrhaftig, ich weiß nicht, wie der arme Deserteur zu solcher Aussage kommt, nachdem er doch erst vor neun Tagen fünfmal revoziert (widerrufen) und sogar erklärt hat, er könne derohalben einen Eid tun. Was mag wohl da über ihn gekommen sein?"

Schulz fuhr auf: "Ah, ah, Sie belieben wohl glauben, daß etwa wir ihm Kreuzverhören und Himmel und Hölle und vielleicht gar mit allerlei Torturen aus den weiland Hexenprozessen zugesetzt haben? Das war schon gar nicht nötig, auch wenn wir es höchst unaufgeklärt und unmodern beliebt hätten. — Ich war selbst überrascht, daß Nentwich so ganz von selbst und gleich von vornherein diese seine heutige Aussage getan. — Übrigens, hierüber sind wir Ihnen auch gar nicht Rechenschaft schuldig. Sie haben auch gar nicht zu untersuchen, wieso Nentwich zu seiner neuerlichen Aussage gekommen ist; hier handelt es sich um Sie. Sie haben sich zu verantworten, nicht wir. Also geben Sie endlich die Wahrheit der Aussagen des Deserteurs zu oder nicht?"

"Ich kann nur sagen, was ich immer gesagt habe, daß ich mich nicht erinnere, jemals von einem Soldaten so etwas gefragt worden zu sein, noch jemals eine solche Antwort gegeben zu haben. Nach wie vor erkläre ich, daß ich darauf einen Eid ablegen kann und will."

"Also Sie verbleiben bei Ihrem Negieren (Verneinen)?"

"Ich muß wohl; ich kann ja nicht anders!"

"Warum können Sie nicht anders?" fuhr ihn Schulz an, "natürlich, weil Sie jetzt wissen, welch ein Verbrechen Sie begangen und welch harte Strafe Sie verdient haben. Da möchten Sie mit steifem Leugnen noch retten, was halt zu retten ist. Das kennen wir ja."

"Besonders kommen solche Herren stets," fuhr auch der militärische Beisitzer Leutnant v. Chambaud in seiner feurigen Art darein, "mit dem Beichtgeheimnis: daß sie nämlich absolut nicht sagen dürfen, was ihnen in der Ohrenbeichte gesagt worden ist noch was sie selbst zu sagen beliebten! Eine recht bequeme Sache das. Damit kann man ja alles zudecken. Doch mich dünkt, ist es was Rechtes, was man tut oder sagt, braucht man doch keine solche Geheimniskrämerei. Und wo Geheimniskrämerei ist, wird die Sache zum wenigsten verdächtig."

Pater Andreas war glührot geworden. Er atmete tief auf und sagte dann mit merklichem Zittern in der Stimme: "Herr Leutnant! Obschon ich Angeklagter bin und billigerweise bescheiden zu sein habe, bitte ich doch um das Recht eines offenen Wortes! Ich bitte keine spöttischen Bemerkungen über das Beichtgeheimnis zu machen. Es ist etwas Heiliges. Der heilige Johannes von Nepomuk hat sich sogar dafür martern lassen. Es ist auch gar nich zum Schutz des Beichtvaters eingeführt, im Gegenteil kann sich der gerade ob des Beichtgeheimnisses nicht verteidigen, wenn er beschuldigt wird. Es ist zum Schutze des Beichtenden."

"Ach was! Ersparen Sie sich diese müßigen Belehrungen!" redete nun auch Hauptmann v. Traubenthal, "natürlich zum Schutze des Beichtenden! Sonst könnte man ja vielleicht erfahren, was der eine oder der andere zu tun vorhat." Er lachte selbst am meisten zu seinem spöttischen Witz. "Es ist doch

bekannt, daß so manche schon zum vornhinein von Sünden losgesprochen werden, die sie erst begehen wollen. Sogar den König haben seine Befehlhaber im Heere schon überzeugt, daß die vielen Desertionen besonders bei den katholischen Soldaten gefördert werden, indem sie durch ihre Geistlichen in der Beichte die Lossprechung von der mit der Heeresflucht verbundenen Sünde des Meineids im voraus erhalten."

Pater Andreas schlug wieder die Hände zusammen: "O gute Herren! haben Sie doch sonderbare Begriffe von katholischer Beichte! Nie und nimmer kann man lossprechen von Sünden, die einer erst in Zukunft begehen will! — Nie und Nimmer! — Oder glauben Sie mir, dem katholischen Geistlichen, nicht? Glauben Sie mir hierin nicht glauben zu dürfen? Fragen Sie doch jedweden Katholiken! Haben Sie denn unter den Offizieren keinen, der katholisch ist und hier vielleicht als Beisitzer urteilen könnte, ob ich hierin die Wahrheit sage oder nicht? — Ich kann es Ihnen, als evangelische Herren, ja nicht verargen, daß Sie solche Vorurteile haben. Aber einem Laien, einem Offizierskollegen, einem, der mit Ihnen auf der gleichen Richterbank säße, der auch selbst in katholischer Lehre erzogen ist, dürften Sie doch wohl trauen können. Der könnte doch wohl auch bezeugen, was katholische Lehre über das Beichtgeheimnis ist und was nicht; ob ich hierüber die Wahrheit rede oder nicht. Und bei Gott, er wird mir bezeugen, daß ich über all das die Wahrheit rede."

"Sind Sie endlich fertig?" sagte Schulz, "gut, gut, ich verstehe, sie wünschen auch noch einen katholischen Gerichtsbeisitzer? Den können Sie ja haben! Aber die Hauptsache ist und bleibt: Bekennen Sie sich angesichts des heutigen Vorganges mit Nentwich für schuldig oder bleiben Sie bei Ihrem Negieren?"

"Wie könnte ich anders?" sagte der Geistliche, "es ist doch nur so, wie ich gesagt habe! Dem hat beim Verhör vor neun Tagen auch der Deserteur recht gegeben, indem er seine frühere Aussage fünfmal widerrufen hat, und zwar sogar unter Anerbieten des Eides! Wer weiß, was er sagte, stünd' er mir wieder gegenüber!"

"Aha! Sie hoffen wohl wieder auf seine Feigheit, geistlicher Herr!" spottete v. Chambaud.

"Warum auf seine Feigheit! Warum nicht auf seine Wahrhaftigkeit und sein Gewissen?" versetzte schlagfertig Pater Andreas.

"Keine Dispute!" gebot Schulz, "auch das wird werden, er soll Ihnen seine Aussage auch offen ins Gesicht sagen. Sekretär, schreiben Sie ins Protokoll: "Auf die Aussagen Nentwichs hin blieb der Angeklagte bei seinem Negieren, gab auch zu verstehen, als wenn es ihm lieb wäre, falls jemand von seiner Religion im Verhör zugegen wäre. Gut so! Man führe den Gefangenen ab!"

So war er entlassen. Diemal führten sie ihn wieder mitten durch die Stadt, ungeachtet der vielen Leute, die hin und her gingen und aufgeregt stehen blieben. Fast wie eine Erlösung war es ihm, da er wieder allein war in seiner Zelle; wie eine körperliche Beschmutzung fühlte er die neuerliche Beschuldigung durch Nentwich. Seine Hoffnung auf baldige Befreiung hatte er längst aufgegeben, doch fühlte er sich auch tief bewegt durch die Enttäuschung, die ihm geworden war. Erst Gebet und Arbeit an seinem Zinnbecher brachten ihm nach und nach wieder Ruhe.

Von Herzen aber betete er auch für Nentwich. Immer ging es ihm im Kopf um: Der müsse angestiftet sein oder große Furcht vor angedrohter Strafe haben, sonst könnte er nicht heute plötzlich so reden. "O guter Gott, nur du weißt es!" seufzte er.

*

Durch die Stadt ging noch am selben Abend die Nachricht, man habe neue Beweise für die Schuld des Paters Faulhaber gefunden. Beim "Goldenen Lamm" saßen viele Soldaten beisammen. Die hohe, stattliche Wirtin ging für alles sorgend unter den Gästen umher; schon lange hätte sie gern mit irgend welchem sich ausgesprochen, denn sie dauerte das Geschick des braven Kaplans. Endlich fand sie zwei Soldaten, die nicht lärmend, wie die anderen, sondern in ruhigem Geplauder allein beim kleinen, weißgedeckten Tische in der Finsternis saßen. Sie waren offenkundig gebildeter wie die anderen und wohl aus der Militärkanzlei. Zu ihnen setzte sich schließlich die Wirtin und hub an: "Können mir die Herren nicht sagen, wie lange noch der Kaplan Faulhaber eingesperrt bleibt und was wohl mit ihm geschehen wird?"

"O, Gottschlichmutter," sagte der eine von den zweien, "der kommt wohl so bald nicht los!"

"Wenn er überhaupt noch loskommt!" versetzte der andere.

"Ja, ja," fuhr die Wirtin fort, "ich habe gehört, man wolle heute neue Beweise seiner Schuld gefunden haben; aber das kann ich nicht recht glauben. Der ist gewiß unschuldig, der ist ein zu guter Mann, der kann gar nischt Böses tun. — Die Herren sollten ihn kennen. wie wir ihn kennen schon viele Jahre her!"

Der eine Soldat lachte spöttisch auf: "Ja, Gottschlichmutter, das macht der neue Untersuchungsrichter, der Schulz! — Das ist ein strammer, neuer Besen und kehrt gar gut; der hat es auch gleich verbreiten lassen, damit man weiß, daß er's besser kann wie euer Bürgermeister Josephi!"

Der andere Soldat fiel ihm in die Rede: "Na, meines Wissens hat er gar nicht viel dazu zu tun gebraucht; der Altwilmsdorfer Ausreißer hat heute ganz von selbst wieder seinen Widerruf von neulich widerrufen. Der widerruft noch seine eigene Existenz auf der Welt, wirst sehen. Das ist der reine Widerrufskünstler!"

"Das ist mir aber ein Rätsel," sagte der eine, "wieso er dazugekommen ist, nach acht Tagen schon wieder das Gegenteil von dem zu sagen, was er damals gesagt hat?"

"Na, wer das wüßt'!" lachte der andere, "da mußt du ihn schon selber fragen. Vielleicht hat er einen Taler verdienen wollen? Ich hab' ja neulich selbst gehört, wie ein Offizier den Leuten gesagt hat, der Kerl bekomme einen Taler, der einen Pfaffen nennt, von dem er zum Davonlaufen aufgefordert worden sei."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Mit großer Freude stellen wir fest, daß unsere katholischen Frauen eifrigst an der neuen Burse zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Guten Rat teilnehmen. Unsere Liebe Frau vom Guten Rat ist die besondere Schutzpatronin des canadischen Katholischen Frauenvereins (C.W.L.) Die Ortsgruppe der C.W.L. der St. Mariengemeinde zu Regina hat diese Burse (Sammlung für arme Priesterstudenten) ins Leben erweckt. Könnten sich nicht auch andere Ortsgruppen (C.W.L.-Subdivisions) diesem schönen Werke anschließen?

Wir haben neben dieser Burse auch die Burse Unserer Lieben Frau von Fatima und die St. Karlsburse (St. Karl ist der Schutzpatron unseres Oblatenpriesterseminars zu Battleford). Die Fatima- und St. Karlsburse werden schon lange von vielen unserer Freunde unterstützt. Die Burse U.L.F. vom Guten Rat ist jedoch die ganz besondere Burse unserer kath. Frauenvereine.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$789.50
Mrs. A. Leniczek, Lemberg, Sask.	10.00
Mrs. D. Deck, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Burghardt, Regina, Sask.	1.00
Mrs. B. Klein, Regina, Sask.	1.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
	$837.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,128.01
K. of C. Sub-Council, Primate, Sask.	25.00
Eine Leserin, Kitchner, Ont.	2.00
Ungenannt,	8.00
	$7,163.01

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,026.87
Mrs. Martin Gerlinsky, Luseland, Sask.	1.00
Eine Leserin, St. Paul, Alberta	10.00
	$2,037.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

Verlag Josef Knecht
Carolusdruckerei
Frankfurt a. Main, Deutschland

Steven Stolpe – **Leicht, schnell und zart** – Roman. 320 Seiten. Leinen DM 8.80. ". . . Es gibt wenige Romane von gleichem Gewicht, von gläubigerer Durchdrungenheit, von gleicher Zartheit der Darstellung seelischer Vorgänge. Es beweist, daß auch heute noch Bücher zum Ausgangspunkt einer Entscheidung zu Gott werden können."

Steve Stolpe – **Frau Brigitta lächelt** – Roman. 352 Seiten. Leinen DM 11.80. ". . . Seit den Romanen Sigrid Undsets sicher der bemerkenswerteste Beitrag des Nordens zur christlichen Literatur Europas. Die große Gabe der Gestaltungskraft ist in diesem Werke spürbar. Zugleich aber ist seine Grundhaltung so klar und eindeutig christlich, daß uns dieser farbenreiche Roman mehr bedeutet als ein bloßer Unterhaltungsroman von historischen und literarischen Qualitäten."

Steve Stolpe – **Spiel in den Kulissen** – Roman. 376 Seiten. Leinen DM 10.80. ". . . Ein aufwühlendes und starkes Buch . . . ein in jeder Hinsicht ungewöhnliches Werk, das auf Wesentliches gerichtet ist und in seiner kühnen Problematik und unerbittlichen Logik fesselt."

Philipp Schmidt S.J. **Dunkle Mächte** – Ein Buch vom Aberglauben einst und jetzt. 276 Seiten, Leinen 10,80 DM. Alle Arten und Abarten des Aberglaubens werden hier aus einer wohl einmalig umfassenden Kenntnis in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer heutigen Bedeutung gesehen, und es wird gesagt, was davon zu halten ist.

Berlin und die Mark. „Land zwischen Harz und Oder". Eingel. v. P. Fechter. 16 S. Text, 64 S. Bilder. Form. 21×37 cm. DM 8.50 **Frankfurt: Umschau-Verl. 1957.**
Mit diesem Band schließt die bekannte Bildbuchreihe „Die Deutschen Lande" ab. In auserlesenen Bildern ersteht vor uns das alte und das neue Berlin, das alte mit seiner Kunst und seinen Stilen und mit seinem hauptstädtischen Glanz, das neue mit seinem neuen Lebenszentrum und seinem großzügigen Bauwillen. Die Mark wird uns von ihrer vorwiegend kirchlichen Kunst und Architektur und von der Landschaft her erschlossen. Sehr geeignet zum Geschenk.

Giovanni Papini **Die Zeugen der Passion** – Sieben Evangelienlegenden. 150 Seiten, Leinen, 6.20 DM. . . . Schlicht und warm und ohne die biblischen Gestalten zu mißdeuten oder sie zu verbiegen, erzählt hier der große italienische Meister. Ein lehrreiches und literarisch feines Buch, das sich für die Jugend eignet.

François Dufay **Gesetz und Taktik des kommunistischen Kirchenkampfes** – China als Modell. Deutsche Bearbeitung von Josef Stierli. 260 Seiten, Leinen, 10.80 DM. Dieses Buch des vertriebenen französischen Chinamissionars François Dufay darf aktuellste Bedeutung beanspruchen . . . Zur Kenntnis des kommunistischen Wesens ist es unentbehrlich.

Steve Stolpe – **Das Mädchen von Orléans** – Das Schicksal der Jeanne d'Arc. Mit einer Einführung von Ida Friederike Görres. 422 Seiten mit 8 Bildtafeln und einer Frankreichkarte. Leinen DM. 1580

". . . Wer Geschichte, Glauben und Heiligkeit an einem Menschen wirklich kennenlernen will, der muß diesen Band kaufen. Er wird ihn nicht aus der Hand legen, bis er zu Ende gelesen ist."